

Das
blutige Herz,
oder
die Kaiserhochzeit in Nordhausen.

Ein Schaudergemälde
aus
dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts
von
C. F. Fröhlich.

Nordhausen,
bei Ernst Friedrich Fürst.

1834.

Unter dem gewölbten Bogen des mit Schnitzwerk fast überladenen Fensters saß Helwig von Lüticherode, der Nordhäufische Bürger und Rathsherr. Sein Blick, der starr an der Decke des Zimmers haftete, der bitter spöttische Zug, welcher um seinen Mund schwebte, ließen ein Gemüth muthmaßen, das mit dem Schicksale und sich selbst zerfallen, mit kaltem Troste und stumpfer Gleichgiltigkeit in die Zukunft schaut. Er schien es nicht zu bemerken, wie mehr und mehr die Schatten der Nacht den Tag verdrängten; wie die Dunkelheit noch vergrößert wurde durch gewitterschwangre Wolken, die vom Sturmwinde gepeitscht am Himmel dahinjagten; wie endlich in starken und dichten Tropfen

der Regen herabstürzte. Da durchzuckte ein rascher Blitz die Luft und erhellte das bleiche, von Silberlocken umwallte Antlitz des Rathsherrn, der erschreckt auffuhr, gleich einem, der aus tiefem Schlafe erwacht. „Recht so,“ rief er aus, „ein schicklicheres Wetter für den heutigen Tag, den Geburtstag meines armen, unglücklichen Konrad, konnte nicht ausgedacht werden. Wüthe nur zu, Sturmwind, und schmettre die stärksten Eichen im Forste nieder, wie mein Konrad niederschmettert wurde; tobt fort, und tobt stets ärger, aufgeregte Elemente, denn auch in meines Sohnes Leben war nie, nie ein heiterer Tag; ihm schien nie die milde Sonne der Freude, nie lächelte ihm ein unbewölkter Himmel des Glücks.“

Vielleicht hätte der greise Rathsherr noch weiter gesprochen, hätten ihn nicht Fußtritte in der Vorhalle des Hauses aufmerksam gemacht. Die Tritte näherten sich der Stuben-

thüre und bald sah ein rundes, volles Gesicht zu der leise geöffnerten Thüre herein.

„Nur näher, Pater Eustachius,“ sagte Herr Helwig, und winkte dem Hereinblickenden, welcher sich auch nicht zweimal nöthigen ließ, sondern näher trat und dem Rathsherrn gegenüber Platz nahm.

„Wie mögt Ihr doch bei so graufigem Wetter allein und ohne Licht in Eurer Stube sitzen, Herr Helwig,“ begann der Mönch und zog seine Kutte tiefer in das Gesicht. „Ist es nicht schier, als wollte der Himmel herab und unsere liebe Stadt Nordhausen fortschwemmen?“

„Hört mich an, ehrwürdiger Vater. Es war einmal ein Mann, der wacker gestritten und ritterlich sich bewiesen in vielen Fehden, aber zulezt doch des müßigen Getreibes überdrüssig wurde. Darum zog er wieder heim und kaufte sich ein schönes Gärtchen, welches er bebauen wollte. Und das Gärtchen freute ihn sehr und legte seine Sinne

durch die schönen Blumen, die darin üppig aufschossen. Damit aber der Garten ihn noch mehr erquicke, steckte er einen Apfelskern in die Mitte desselben, aus dem er einen Baum ziehen wollte. Der Kern keimte und trieb ein kräftiges Reis, welches der Mann sorgfältig wartete und pflegte, damit kein vernichtendes Gewürm seine Spitze abnage. Auch begoß er es fleißig, schnitt die Wasserreiser ab und band es an eine gerade Stange, damit es gleichfalls gerade und ohne Tadel aufwachse. Das Bäumchen gedieh herrlich, zur Freude des Gärtners, der schon in seinem Geiste voraussah, wie er einst im Schatten des Baumes Schutz vor den Sonnenstrahlen finden werde, und wie einst die süßen, schmackhaften Äpfel seinen Gaumen erquicken würden. Aber der arme Mann sollte bitter getäuscht werden, denn als eben das junge Bäumchen zum erstenmal blühte, setzte sich ein schwarzer Rabe auf seinen Wipfel und wiegte sich auf

ihr hin und her, bis sie abbrach und das Bäumchen verdorrte."

Der Mönch hatte mit Unruhe der Erzählung zugehört und ergriff jetzt einen großen Becher Wein, der vor ihm stand, um ihn mit einem Zuge zu leeren. „Licht! Licht!“ rief er dann und zog seine Kapuze noch tiefer in das Gesicht.

„Graust Euch so gewaltig vor dem Märlein vom Gärtner und seinem Apfelbäumchen?“ fragte Herr Helwig, und zwang sich ein Lächeln ab.

„Ach es ist nur die innige Theilnahme an Euerem Unglücke, die mich so lebhaft ergreift. Ich war ja stets Euer Freund, der Freund Eures Weibes und Sohnes. Und diesem besonders stand ich stets mit väterlichem Rathe zur Seite.“

„Thatet Ihr das wirklich, Pater Eustachius?“

„Verlaßt Euch auf mein priesterlich Wort.“

„Und doch behauptete die öffentliche Stimme, gerade Ihr wäret der Rabe gewesen, der des Bäumchens Wipfel einknickte.“

„Verläumdung, schändliche Niederträch-
tigkeit! Aber mit jedem Tage nimmt die
Schändlichkeit des Drachen von Babel mehr
zu, der Antichrist thront schon in der Welt
und versengt mit seiner glühenden Zunge
die Wenigen, die noch gerecht befunden wer-
den vor dem Herrn. Ja, Herr von Lüt-
cherode, die Bosheit der Menschen ist groß
geworden, denn vor Allen sucht man jetzt
die Geweihten des Herrn zu verläunden
und anzuseinden.“

„Schweigt, Vater, denn gewiß ist es,
daß ein Mönch die Tochter Hermanns von
Furra verführte, daß ein Mönch dann, um
seine eigne Schändlichkeit zu verbergen, den
schrecklichen Haß zwischen den Geschlechtern
von Furra und von Lütcherode ins Leben
rief.“

„Kaum kann ich Euern Worten glauben,

Herr Helwig, denn wie sollte es möglich sein, daß ein Gottgeweihter solch Verbrechen begehen könnte?"

Der Rathsherr blickte den Mönch scharf an und spöttisch rümpfte sich seine Nase. Doch verbarg er die Gefühle, welche sein Herz bestürmten und fuhr rasch mit der Hand über die Stirne, um die drohenden Falten wegzuwischen. Eben brachte auch die alte Dienerin des Hauses das verlangte Licht und setzte es auf den Tisch, ohne den Mönch auch nur eines Blickes zu würdigen. Des Klosterbruders Augen fielen auf ein Bild, welches ihm gegenüber an der Wand hing und einen Knaben darstellte. Wunderschön war sein Gesicht, anzuschauen wie Milch und Blut; blonde Locken fielen über seine Stirn und sein Blick trug das Gepräge der höchsten Sanftmuth; ein leichtes liebliches Lächeln schwebte um den kleinen Mund — aber auf der linken Brust sah man ein rothes bluttriefendes Herz.

„Ha! schrecklich!“ rief der Mönch, als er das Bild erblickt hatte, und seine Züge wurden todtenbleich, während Fieberfrost seine Glieder schüttelte; „entfernt, ich bitte Euch, entfernt das Bild. Rettet! ich vergehe!“

„Memme,“ sagte der Rathsherr und warf einen Blick der Verachtung auf den Erschrockenen; „warum sollte nicht heute meines Konrad Bildniß hier hängen, an dem Jahrestage seiner Geburt, die ihn in dieses unglückselige Leben setzte. Und war es nicht auch an dem heutigen Tage, daß ein feiger Meuchelmörder mit doppelschneidigem Dolche seinem Leben ein Ende zu machen drohte?“

Bei den letzten Worten hatte der Rathsherr wiederum einen stechenden Blick auf den Mönch geworfen, und als dieser mit jedem Augenblicke mehr verzagte und seine Augen stier und wild aus ihren Höhlen zu treten drohten, das wenige Haar, welches seinen kahlgeschornen Scheitel umkränzte, sich emporsträubte, da glaubte Herr Helwig von Lü-

ticherode seinen Verdacht gerechtfertigt. Wüthend sprang er auf und wollte mit seiner, trotz Alter und mannichfachen Leiden noch immer kräftigen Faust den Mönch bei der Kehle ergreifen, um ihn zum Geständnisse zu zwingen. Doch dieser stieß, wie in Bewußtlosigkeit versunken und nicht achtend auf den Rathsherrn, der mit fürchterlicher Geberde auf ihn zusprang, die Worte aus: „O Thaddeo! Thaddeo!“

„Wunderbar ergriff der Name den greisen Tüticherode und er bebte zurück, um wieder auf seinen Stuhl zu sinken. „Thaddeo!“ wiederholte er stammelnd und warf ungewisse Blicke auf den Mönch. Hestig schien er mit sich zu ringen, doch endlich erlangte er seine Fassung wieder und fragte den noch immer in Bewußtlosigkeit versunkenen Eustachius: „Wer ist dieser Thaddeo? O sag es mir! Ist noch nicht alles Gefühl aus Deiner Brust entschwunden, glimmt noch ein Funken von Menschenliebe in Deinem

Herzen, so sag mir, in welchem Verhältnisse Du mit dem Schrecklichen stehst. Und hättest Du wirklich die Verbrechen begangen, die des Volkes Stimme Dir Schuld giebt, ich wollte sie Dir verzeihen, wollte den allbarmherzigen Himmel anrufen, Dir zu vergeben, wenn Du mir nur sagst, wo der verruchte Staliener weilt, wo ich ihn treffe. Mönch, wenn Dir das Vatergefühl bekannt wäre, Du würdest Mitleid mit mir empfinden, würdest meine Bitte erfüllen."

Der Mönch erhob sein Haupt, wandte sich aber nach dem Fenster zu, um den Knaben und sein blutiges Herz nicht zu sehen. Dann begann er mit schwacher Stimme: „Ach, Herr, möge des Himmels Strafgericht über den Schurken kommen! Leider mußte ich den Welschen Schurken kennen lernen. Aber laßt mich schweigen, laßt mich gehen, ich kann Euch doch nicht sagen, wo der Unhold jetzt ist."

Unaufgehalten von dem Rathsherrn ging

Eustachius, und bald hörte man seine eilenden Fußtritte nicht mehr. Ein anderes Geräusch zog jetzt Helwig's Aufmerksamkeit auf sich. Es kam näher, und er unterschied Menschenstimmen und Tritte Geharnischter. Neugierig trat er an das Fenster und öffnete es. Da sah er einen großen Menschenhaufen in der Hagenstraße sich herausdrängen, und bald schreiend und tobend sein Haus umringen. Aber er vermochte nicht aus den verwirrt durcheinander tönenden Stimmen abzunehmen, was das Volk wolle, und staunend sah er auf die gewaffneten Stadtdiener, die eben, ohne vorher auf Erlaubniß zu warten, in seine Stube drangen.

„Was wollt Ihr?“ donnerte er den Ketten entgegen.

„Nur ruhig, Herr Helwig,“ entgegnete Einer der Stadtdiener, „wir kommen, um Euch in Gewahrsam zu bringen.“

„Mich, den Rathsherrn? seid Ihr unsinnig?“

„Hat sich was zu Rathsherrn;“ entgegnete höhnlisch der Angeredete. „Die Stadt Nordhausen ist nicht gewohnt, Räuberhauptleute als Rathsherrn in ihren Mauern zu haben.“

Helwig hielt es entweder für seiner Würde nicht angemessen, zu antworten, oder der Schmerz hatte ihn der Sprache beraubt. Er warf einen vielsagenden Blick auf das Bild seines Sohnes, und ließ sich ruhig die Fesseln anlegen, mit denen die geschäftigen Stadtdiener seine Hände und Beine beschwerten. Noch winkte er der bestürzten Dienerin einen stummen Abschiedsgruß zu, und ließ sich dann fortführen, seinem Gefängnisse zu. Mit Verwünschungen und Lästerungen verfolgte den greisen Mann die erbitterte Menge, und verlief sich erst, als die Thore des Gefängnisses hinter dem Ziele ihrer lauten Schmähreden sich geschlossen hatten.

Der Tod des deutschen Königs Heinrich des Sechsten, welcher zu Messina in Sicilien so plötzlich erfolgt war, daß man vermuthet, er sei durch Gift herbeigeführt, gab die Losung zu traurigen Unruhen in Deutschland. Heinrichs einziges Söhnlein, Friedrich, war damals erst ein Kind von drei Jahren, und fast zu gleicher Zeit wurden daher Philipp von Schwaben und Otto IV., Heinrichs des Löwen zweiter Sohn, als deutsche Könige ausgerufen. Beide wollten sich behaupten, Jeder allein in Deutschland herrschen, Keiner sein Recht fahren lassen. Mancher Reichstag war deshalb angesetzt, aber immer vergeblich, bis endlich zu Frankfurt eine Vereinigung zu Stande kam, zu Folge welcher Otto Philipps vierte Tochter, Beatrix, als Ehegemahl bekommen, und dagegen, so lange sein Schwiegervater lebte, nicht weiter nach der Kaiserwürde trachten, dieselbe aber unwiderruflich nach dessen Ableben erhalten sollte. Da indeß Beatrix damals noch

zu jung war, so wurde die Hochzeit um einige Jahre verschoben.

Dies war im Jahre 1207 geschehen, zehn Jahre nach Heinrichs VI. Tode, und im folgenden Jahre fiel auch schon Philipp, von Otto von Wittelsbach's Hand, dem er eine seiner Töchter versprochen hatte, ohne sein Versprechen zu halten. Otto stand nun ohne Nebenbuhler da, und war alleiniger deutscher König, wenn er auch sein Regiment nicht stets löblich führte. So war das Jahr 1212 herbeigekommen, er gedachte der Braut, die er in den Umarmungen seiner Liebweiber zu sehr vergessen hatte, und ließ sie nach Nordhausen entbieten, um hier sein Beilager mit ihr zu feiern.

Fräulein Beatrix hatte bis dahin in Braunschweig gelebt, wo sie unter der Leitung einer tugendhaften Matrone, der Frau von Ortelsbach, zu einer Dame herangereift war, gleich ausgezeichnet an Körper wie an Geist. Eben lustwandelte sie vor den Thoren Braunschweigs,

schweigs, längst der Dcker, als sie in der Ferne einen Reuter gewahrte, welcher auf sie zuzusprengen schien. Der Reuter kam näher, und sie erkannte an der Kleidung wie an der Farbe der Leibbinde einen kaiserlichen Pagen.

Der Page hielt das schweiß- und staubbedeckte Ross vor ihr an, sprang aus dem Sattel, und überreichte ihr ein versiegeltes Pergament, während er ein Knie vor ihr beugte. Hastig erbrach Beatrix das Siegel, auf dem das kaiserliche Wappen zu sehen war. Ihr Blick wurde feucht und das sanfte Incarnat ihrer Wangen steigerte sich zu hoher Röthe, als sie flüchtig den Inhalt des Pergaments durchlesen hatte.

„Lest selbst,“ sagte sie dann zur Frau von Ortelsbach, indem sie ihr den Brief überreichte, „mein Herr beruft mich gen Nordhausen, um dort mein ehelich Gemahl zu werden.“

Sie eilten in das Schloß zu Braun-

schweig zurück, wo sie schneller als dies je geschehen sein mag, die Anstalten zur Abreise trafen.

Es war an eben dem Abende, welcher für den Rathsherrn Lüticherode so verhängnißvoll gewesen war, an welchem Beatrix in der Nähe vor Nordhausen ankam. Ein großes Tuch war in der Form eines Zeltes über den Wagen gespannt, auf dem sie mit ihrer mütterlichen Freundin und einigen Josen saß, aber kaum vermochte die ausgespannte Leinwand den Regen abzuhalten, der vom Sturmwinde gepeitscht, in starken Güssen gegen dieselbe strömte. Die Ritter und Edelknappen, welche zu Pferde die Kaiserbraut begleiteten, mußten manchen Hieb an ihren Gaulen verschwenden, da sie in den vom Regen verschlemmten Wegen schier stecken zu bleiben drohten. Von dem Unbeginne des Unwetters an hatte tiefes Schweigen in dem Wagen geherrscht, und jetzt erst, als ferne Lichter, die man durch die Dunkelheit der

Nacht bemerkte, Nordhausens Nähe beurfundeten, brach Beatrix das Schweigen, und redete ihre Erzieherin an.

„Ist's mir doch, gute Drtelsbach, als ob der Herr meinen Eingang in Nordhausen nicht segnen wollte.“

„Seid nicht wunderlich, Beatrix,“ entgegnete die Angeredete, „Regen und Sonnenschein wechseln mit einander in der Welt ab, und dieses Unwetter würde eben nicht anders erfolgt sein, wenn wir jetzt noch im Schlosse zu Braunschweig weilten.“

„Mögt Ihr immerhin vernünfteln und mir auch noch einwenden, daß die Vorsehung um des einzelnen Menschen willen nichts im Weltregiment abändert — so viel ist gewiß, daß mir bänger und bänger ums Herz wird, je näher wir dem Ziele unserer Reise kommen.“

„Das böse Wetter hat Euch unwirsch gestimmt, Fräulein, sonst würdet Ihr nicht mit solchen Gefühlen dem Manne entgegen-

reisen, der von der Vorsehung selbst erkoren ist, Euer Gatte zu sein."

„Von der Vorsehung erkoren," wiederholte Beatrix mit langsamem Tone, „und doch scheint es mir, je näher ich nach Nordhausen komme, es wäre besser gewesen, ich wäre daheim bei Euch und mit Euch allein, liebe Ortelzbach, geblieben."

„Spricht so die fromme Tochter? Ehrt so die liebe Beatrix, welche ich selbst in Tugend und Frömmigkeit erzogen zu haben mich rühme, das Andenken ihres Vaters, der sie seinem Nachfolger zur Gattin bestimmte?"

„Erinnere mich nicht an meinen Vater. Wer weiß, ob es nicht ganz anders gekommen wäre, wenn der Dolch des Meuchelmörders ihn nicht zu früh getroffen hätte. Das Feuer der Zwietracht zwischen Philipp und Otto war keineswegs ausgelöscht, sondern nur erstickt, um unter der Asche noch fortzuglimmen, und zu gelegener Zeit drohend wieder aufzulodern. Dann wäre viel-

leicht nie wieder die Rede von einer Verbindung zwischen Otto und mir gewesen, ich die Frau eines Andern geworden."

"Aber bedenkt nur, der Vater gelobte Euch Otto'n, und starb ohne sein Gelöbniß widerrufen zu haben; darum ist es die Pflicht der frommen Tochter, dem Könige die Hand zu reichen."

"Und das werde ich auch thun. Noch bin ich nicht gesonnen, dem Willen des Vaters entgegen zu handeln, aber soll ich darum auch meine Gedanken zwingen, ein ander Gewand anzulegen, als mein Herz ihnen ertheilte? Das würde mir sogar unmöglich sein."

"Und doch, erlaubt der mütterlichen Freundin die Einrede, freutet Ihr Euch noch bis heute auf den Augenblick, der Euch mit Otto'n vereinigen sollte, am Altare und im Angesichte des allmächtigen Gottes."

"Ach, wie so ganz anders war es sonst und ist es jetzt! Damals, als Otto auf der

Burg meines Vaters in Schwaben einkehrte, um mich, seine Braut, kennen zu lernen, schaute ich mit kindlicher Freude den ritterlichen Mann an. Das Kind wußte noch nicht, was Ehe sei, und betrachtete daher die Umstände mit andern Augen, als jetzt die Jungfrau sie betrachten muß. Weiß ich denn, ob ich ihn werde lieben können? Noch heute Morgen dachte ich daran nicht. Es scheint, als sei mein Verstand erst jetzt plötzlich entwickelt, und erkenne erst jetzt, daß es ein ernster und wichtiger Schritt ist, sich mit einem Manne zu verbinden, um auf ewig dessen Gefährtin zu sein, Alles, Leid und Freude, mit ihm zu theilen."

„Ich staune über Euch, Beatrix! Woher so plötzlich diese Einsicht, die man kaum erwarten sollte bei der, den Kinderschuhen eben erst entwachsenen Jungfrau?"

„Und warum ermahnet Ihr mich nicht daran, daß die Ehe ein ernster Schritt sei?"

„Wozu hätte das nützen können, liebe

Maid? Und hätte ich mit klaren Augen gesehen, daß Ihr Euerm Unglücke entgegen ginget, ich hätte Euch doch nicht zurückhalten dürfen. Oder hättet Ihr lieber den Vater in der Gruft wortbrüchig machen wollen?"

„Sprecht nicht so bitter! Ich will ja gern um des Vaters willen unglücklich werden. Unglücklich! O es durchzuckt doch schmerzhaft dieses Wort mein Herz.“

„Werdet Ihr nicht diese trüben Gedanken aus dem Kopfe schlagen, da sie allein schon hinreichend sind, Euch unglücklich zu machen?"

„Nein! nein, sage ich, festhalten werde ich sie. — Als vor drei Jahren Otto vor mir stand, da sah ich nur auf den glänzenden Waffenschmuck, das schwere, breite Schwert, die herrlichen Reiherfedern, welche seinen Helm zierten. Unter solcher Hülle, meinte ich, könne nur ein trefflicher Mann verborgen sein. Und als er darauf an der

Spitze eines Heeres nach Italien zog, laut überall verkündend, welche Großthaten er im Lande der Welschen verrichten werde: da hüpfte mein Herz im Busen vor Freude, ich hörte mich die Gattin des berühmtesten Helben nennen, und träumte sogar nur von Ehre. Wie sehr wurde ich nicht getäuscht! Bestätigte er nicht zur Schande Deutschlands alle, vom Papste schon eingezogenen und noch einzuziehenden Herrschaften dem Stuhle Petri? Mußte er nicht versprechen, dem römischen Stuhle in seinem Rechte auf Sicilien beizustehen, ehe sich der heilige Vater dazu verstand, ihn zu krönen? Hat nicht seine Schlaffheit zugelassen, daß die italienische Politik über deutsche Stärke siegte? Und sollte es gar noch wahr sein, was ich vor Kurzem erfuhr, daß er in den entwürdigenden Umarmungen liederlicher Dirnen ein Leben führe, unwürdig eines Mannes, geschweige eines deutschen Kaisers — wäre ich dann nicht die Beklagenswertheste unter allen

Weibern? Nun, gute Drtelsbach, warum so stille? Seid Ihr auch meiner Meinung?"

Die Freifrau wollte eben antworten, als eine beunruhigende Bewegung unter den begleitenden Rittern ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Wer da?“ rief der Graf von Hohnstein, und wandte sein Pferd nach dem Erlengebüsche, seitwärts vom Wege. „Antwort, oder unsere Schwerter sollen Euch den Mund öffnen.“

„Peitscht auf die Pferde,“ rief ein Knappe dem Fuhrmanne zu, welcher die Pferde vor dem Wagen der Frauen lenkte, „beeilt Euch, daß Ihr nach Nordhausen kommt, denn in jenen Büschen lauert verdächtiges Gesindel.“

„Ist Gefahr?“ fragte ängstlich die Frau von Drtelsbach.

„Es haust hier eine gefährliche Bande Wegelagerer, die schon oft mit kleinen Heereshaufen sich in Gefechte einließ,“ erwiderte besorgt der Knappe.

Es blieb indeß noch Alles ruhig in dem Erlengebüsche, und der Graf von Hohnstein wiederholte daher seine Aufforderung.

Auch diesmal erfolgte keine Antwort, wohl aber schwirrte ein Pfeil durch die Luft, der, von geübter Hand abgeschossen, den Grafen unter der Halskrause schwer verwundete, und den greisen Ritter vom Pferde warf.

„Berrath! Berrath!“ riefen mehre Ritter zu gleicher Zeit, indem sie auf das Erlengebüsch zusprenkten. Doch aus dem Gebüsch hervor streckten die Belagerer ihre Lanzen, die in der Dunkelheit nicht sichtbar waren. Hermann von Nordheim und Walther von Harbke waren die Ersten, die auf das Gebüsch zugesprengt waren, aber schwer büßten sie ihre Kühnheit, denn in die Brust ihrer Pferde drangen die eisenbeschlagenen Spitzen der vorgelegten Lanzen, so daß die edlen Thiere zu Boden stürzten. Verzagend hielten die andern Ritter ihre Rosse auf, denn sie sahen ein, daß sie nur in ihr Ver-

derben rennten, da die Wegelagerer von der Dunkelheit und dem Gebüſche hinlänglich gedeckt wurden.

Mühsam hatten ſich die Ritter von Nordheim und Harbke unter ihren geſtürzten Pferden wieder hervorgearbeitet, und wollten ſich rachedürſtend mit den entblößten Schwertern noch einmal auf das Gebüſch ſtürzen, als plötzlich eine helle Flamme emporloderte und Tageshelle über die Gegend verbreitete. Ein Knappe hatte neben dem Gebüſche eine Strohütte entdeckt, in deren Mitte glimmende Kohlen lagen. Unter einem dichtbelaubten wilden Birnbaume ſtehend, war die Hütte von der Wuth des Regens verſchont geblieben, und es daher leicht geworden, ſie anzuzünden.

„Auf, Brüder! folgt mir!“ rief jetzt Hermann von Nordheim, und links und rechts ſtürzten, von ſeinen Schwerthieben getroffen, die jungen Erlen nieder. Aber nicht gleichgültig ſahen es die Räuber an, wie ihr

Versteck vernichtet wurde. Ein baumlanger Geselle sprang hinter einem Busche hervor, und rannte mit seiner Lanze gegen Hermanns Brust. Zu rechter Zeit hatte der Ritter noch den Angriff gewahrt; rasch sprang er zur Seite und zersplitterte mit einem Schwert- hiebe die Lanze. Eben so schnell hatte der Wegelagerer sein Schwert in der Hand. Beide kämpften ritterlich, aber Hermann, von zu vieler Anstrengung schon ermüdet, mußte sich zurückziehen. Ermuthigt durch sein Glück folgte ihm der Wegelagerer, während seine Hiebe dicht wie Schloßen auf Hermann von Nordheim fielen. Schon hatten die übrigen Ritter, welche auf die entgegengesetzte Seite des Gebüsches sich begeben, den Kampf vernommen, und eilten zur Hülfe herbei. Der Wegelagerer sah sich umringt und schon schien er, blutend aus mehreren Wunden, zu unterliegen, als seine Genossen sich gleichfalls aus dem Gebüsch stürzten, um ihn zu retten. Lebhaft wurde von

beiden Seiten jetzt gekämpft. Mehre der Wegelagerer lagen schon todt und verwundet auf dem Boden, aber auch von den Rittern waren einige gestürzt. Isidor von Grönningen lag todt unter den Füßen der Wegelagerer; Hermann von Nordheim saß neben der brennenden Hütte, und die Flamme spiegelte sich in dem dunkeln Blute, welches aus einer schweren Kopfwunde über den Harnisch herabrieselte, und schon sank er entkräftet nieder; der alte Graf von Hohnstein, der erste Verwundete, hatte eben zum letzten Male aufgeseufzt, und viele Andere waren mehr oder minder verwundet und zum fernern Kampfe unfähig gemacht. Da stürzte die Hütte zusammen, die Flamme verlösch, und die schwarze Strohasche glimmte nur noch einen Augenblick. Rabenschwarze Finsterniß lag wieder auf dem Kampfplatze; beide Partheien waren geblendet und vermochten für den Augenblick nicht, auch nur ihre eigne Hand zu sehen. Die Wegelage-

rer tappten indeß in ihr Gebüsch zurück, die Todten zurücklassend, die sie nicht erkennen konnten. Als die Augen der Ritter sich wieder an die Finsterniß gewöhnt hatten, sahen sie sich nur von Todten und Verwundeten umgeben, aus denen sie die Ihrigen heraus suchten, um sie auf die Pferde der Knappen zu legen. Mißmuthig setzten sie dann den Weg gen Nordhausen fort.

Die Frauen hatten nichts mehr von dem Gefechte vernommen, denn die von den Mühen des Tages und dem schlechten Wege und Wetter ermatteten Pferde hatten ihre letzten Kräfte aufwenden müssen, um sie in Sicherheit zu bringen. Aber nahe vor Nordhausen setzte sich ihnen eine neue Schwierigkeit entgegen. Von den anhaltenden Regengüssen war das Feldwasser angeschwollen. Brausend fluthete das Wasser in dem breiten Bette dahin, große Steine und die Balken der weggeschwemmten Brücken mit sich fortwälzend. Mit jedem Augenblicke stieg das em-

hörte Element höher, Verderben drohend Jedem, der es wagen würde, sich ihm anzuvertrauen.

„Nordhausen wird mein Grab,“ seufzte Beatrix, und sank auf die Knie nieder, „mit jedem Augenblicke fühle ich es deutlicher. Wohl nie reiste eine Kaiserbraut unter traurigern Vorzeichen ihrem künftigen Gemahl entgegen. Aber ich ergebe mich in deinen Willen, guter Gott! Trügt mich meine Ahnung nicht, so werde ich doch wenigstens ein sanftes Ende finden, denn keines Fehls bin ich mir bewußt. Und doch möchte ich so gerne, daß mein Vorgefühl ein falsches wäre! Und doch möchte ich so gerne noch leben! Ich bin ja noch so jung —!“

„Was Ihr doch vorhabt, Fräulein,“ entgegnete die Frau von Ortelsbach, „Ihr sprecht ja, als stündet Ihr schon am Rande des Grabes. Laßt doch das, denn nicht schickt es sich für solch junges Blut.“

„Fahr weiter, Kuno,“ rief das Fräulein

dem Knechte zu, „denn ich weiß, daß ich hier des Lebens Ende noch nicht finden werde.“

Der Knecht gehorchte und trieb die Pferde in das Wasser. Prüfend jeden Tritt, gingen die edlen Thiere langsam weiter, und zogen den Wagen das Ufer hinab. Wild schlugen die Fluthen gegen die Räder, als wollten sie die Kühnheit bestrafen, mit der die Reisenden in das Bett des Feldwassers sich gewagt hatten. Doch noch vermochte das Wasser nichts; wenn es auch oft über den Wagen hinspülte, und die Füße der darin Sitzenden benetzte, so war doch noch immer die Fahrt ohne Gefahr. Aber jetzt — Beatrix stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und hielt beide Hände vor die Augen, denn eben stürzten beide Pferde nieder, verschwanden unter dem Wasser und schienen den Wagen nach sich zu ziehen. Frau von Ortelsbach bebte zusammen, und sank ohnmächtig dem Fräulein in die Arme; die Rosen schriean
laut

laut auf, und der Knecht erwartete nicht mehr dem Tode noch zu entfliehen.

Die Rosse tauchten wieder auf aus den Fluthen, und bließen prustend das in die Nüstern eingesogene Wasser wieder von sich. Aber Grund fanden ihre Hufe nicht mehr, sondern schwimmend zogen sie den Wagen nach sich, der nun mehr und mehr vom Feldwasser fortgetrieben, sich schon wieder von Nordhausen entfernte. Der Knecht wollte die Pferde links herum ziehen, um das Ufer zu erreichen; vergebliches Bemühen, denn obgleich er die Köpfe der armen Thiere so sehr seitwärts zog, daß ihre Nüstern fast die linke Seite des Bauches berührten, so waren sie doch zu entkräftet, die Fluthen zu stark, als daß es möglich geworden wäre, das ersehnte Ufer zu erreichen. Schon sahen sie die Lichter auf Nordhausens Thürmen in weiter Ferne; schon boten die unglücklichen Rosse ihre letzten Kräfte auf, und drohten zu versinken. In der Angst ihres Herzens war

Beatrice aufgesprungen, hatte die über dem Wagen ausgespannte Leinwand hinweggerissen, und spähte umher, ob keine Rettung nahe. Aber Grabesstille lag auf der Gegend; Niemand, der da hätte retten können, war zu erblicken, da der Regen Jeden daheim unter der trockenen Bedachung des Hauses zurückhielt.

Endlich gewahrte sie am Ufer eine dunkle Gestalt. Nur ungewiß konnte sie die Umrisse in der Finsterniß der Nacht erblicken, aber sie bemerkte doch, daß der Mensch in die Fluthen hinabsprang, und sich einen Weg nach dem Wagen bahnte. Bald war er vor den Pferden angelangt. Nur sein Haupt ragte aus dem Wasser und ohne Furcht vor den rudernden Hufen der Kasse, stemmte er sich gegen sie, und drängte sie nach dem linken Ufer. Wenn auch seine Bemühungen nur geringen Erfolg hatten, so sah man doch schon das ersehnte Ufer näher kommen. Noch einmal bot der unbekante Mann alle

seine Kräfte auf, und das Werk der Rettung war vollbracht. Die Pferde fußten auf sicherem Grunde, und zogen jetzt den Wagen an das Ufer.

Während der Knecht seine Pferde anhielt, damit sie verschnauften, mit bedächtiger Sorgfalt das kalte Wasser von ihnen abrieb, und die warmen wollenen Decken und rauhe Wolfsfelle um ihren Leib gürtete, hatte sich der Retter an den Stamm einer jungen Eiche gelehnt. Reichliche Lob- und Danksprüche wurden ihm gespendet, aber er antwortete nichts. Beatrix wurde besorgt um das Wohl des Retters. Ohne auf den erweichten, schlammigen Boden zu achten, sprang sie vom Wagen herab und an die Seite des Unbekannten. „Setzt Euch auf unsern Wagen, edler Mann,“ rebete sie ihn an, „und begleitet uns nach Nordhausen, wo würdiger Lohn Eurer wartet. Mein zukünftiger Gemahl wird gewiß mit Freuden den Retter seiner Braut empfangen. D sagt

mir doch: wollt Ihr mir folgen? Soll ich nicht die Freude haben, Euch näher kennen zu lernen; mich an dem Lobe zu setzen, welches Euch zu Theil werden wird?"

Als auch jetzt keine Antwort erfolgte, trat Beatrix näher. Sie sah wie Fieberfrost den durchnästen Mann schüttelte, wie seine Augen geschlossen waren, die Arme schlaff an ihm herabhingen. Sogleich gebot sie, ihn auf den Wagen zu legen, hüllte ihn in warme Tücher ein, und ließ nach Nordhausen zu fahren.

Sie kamen in eben dem Augenblicke vor dem Thore an, als auch die Ritter zurückkamen. Auch Otto hatte die Ankunft erfahren, und eilte seiner Braut entgegen, die nun in prangendem Festzuge und unter lautem Jubelgeschrei nach der kaiserlichen Burg begleitet wurde, wo auch die Spielleute schon versammelt waren, und lustig auf ihren Zinken, Schalmeien und Hörnern bliesen, ob-

gleich zu eben der Zeit die gefallenen Ritter auf den Burghof getragen wurden.

Auf dem Rathhause in Nordhausen waren sämtliche Rathsherrn versammelt, obgleich es schon spät am Abende war. Der Bürgermeister Hermann von Furra hatte sie zu so ungewöhnlicher Zeit einladen lassen, weil eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu berathen sei; eine Sache, von der das Wohl der Stadt abhängt. Schon schlug die Glocke auf dem Rathhausthurm neun Uhr, und der Bürgermeister war noch nicht da. Ungeduldig gingen die Rathsherrn um den langen grünbeschlagenen Tisch herum, setzten sich nieder und standen wieder auf, öffneten das Fenster und blickten hinaus in die Finsterniß, und schlugen es wieder zu, weil der Erwartete noch nicht kam. Da wurde es endlich lebendig auf den Straßen. Eine große Menschenmenge wogte auf das

Rathhaus zu, und kaum konnte der Gefangene, den man bei dem Scheine der Fackeln in ihrer Mitte sah, durch die Stadtknechte vor den Beschimpfungen des Pöbels gerettet werden. Als der Zug näher gekommen war, erkannte man in dem Gefangenen den Herrn von Tütcherode. Bald verschwand er vor den Blicken der Rathsherrn unter der gewölbten Vorhalle des Rathhauses, während die zügellose Menge sich in mehreren Gruppen um dasselbe aufstellte, trotz des Sturmes, welcher durch die Straßen tobte, als sei er allein hier Herr, und als wolle er die ziemlich lauten Bürger noch übertönen. Zum zweiten Male ward es lebendig in den Straßen, und geharnischte Ritter sprengten herbei. Einer derselben sprang, als er herbei gekommen war, vom Pferde, und man hörte bald seine klirrenden Tritte auf der Rathhaustreppe.

Als der Ritter in den Versammlungssaal trat, und mit stummem Kopfnicken die Versammelten begrüßte, begaben sich diese

an ihre Sige und warteten staunend der Dinge, welche kommen sollten. Der Bürgermeister, denn er selbst war der Gewappnete, trat an das oberste Ende der länglichen Tafel, legte den Helm vor sich nieder auf den Tisch und begann zu der Versammlung zu sprechen:

„Traun, Freunde, es sind schlimme Zeiten, wenn der, dem die Verwaltung einer Stadt anvertraut ist, nicht mehr wagen darf, frei die Straßen derselben zu betreten, wenn man mit jedem Augenblicke vermuthen muß, Meuchelmördern in die Hände zu fallen. Dieses möge mich entschuldigen, wenn ich gewaffnet in Eure friedliche Versammlung trete, als gelte es einen Strauß mit einem Feinde zu bestehen. Da ich wiederhole es, schlimme Zeiten sind es, wenn die, in deren Hände ein Antheil an dem Stadtreimente gelegt ist, an die Spitze von Räuberbanden tretend, das Weichbild eben der Stadt, für deren Wohl sie sorgen

sollten, beunruhigen und das Leben derer gefährden, welche ihren schändlichen Absichten im Wege stehen."

Der Bürgermeister schlug dreimal auf den Tisch. Die Flügelthür des Saales öffnete sich, um den Nordhäuser Bürger und Fleischhauer = Meister Wipprecht herein zu lassen.

„Ich werde jetzt beweisen, daß meine Anklage nicht ohne Grund ist,“ sagte dann der Bürgermeister zu den Rathsherrn. Hierauf wendete er sich zu dem Eingetretenen, und ermahnte ihn in deutlichen Worten, der Wahrheit gemäß Alles zu berichten, was er erfahren habe.

„Ich hatte am gestrigen Tage Vieh in Stolberg aufgekauft,“ begann der Fleischhauer, „und nahm meinen Heimweg über den Nushain durch Humoldsdorf. Schon stieg ich den Berg wieder hinab, als plötzlich vermummte Männer aus dem Gebüsch hervorbrachen, meine Knechte niederhieben,

mich knebelten, meine Augen verbanden und mein Vieh davon trieben. Mich hießen sie dem Vieh folgen. So mochten wir eine halbe Stunde lang gegangen sein, als mich zwei Wegelagerer ergriffen, und in ein dumpfes unterirdisches Gewölbe führten, wo man mir zwar die Binde vor den Augen abnahm, aber Hände und Füße mit schweren Ketten belastete. Man ließ mich allein, und kaum hatten meine Feinde mich verlassen, als ich an den Wänden umhertastete, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden. Während ich so vergeblich alle Winkel durchstöberte und mit prüfenden Händen Alles besühlte, vernahm ich Menschenstimmen, die verworren durch einander tönten. Es ward mir klar, daß nur eine nicht starke Mauer mich von den Sprechenden trennte. Ich versuchte zu horchen, aber nur wenige Worte verstand ich. Unter diesen wenigen Worten waren jedoch solche, die mir meine Brust zusammenzogen und machten, daß sich

mir die Haare emporsträubten, z. B. „unser Hauptmann, der tapfere Nordhäuser,“ „unser Hauptmann von Tütcherode,“ „den von Furra müssen wir von der Welt schaffen.“ Kurz darauf trat wieder ein Wegelagerer in mein Gefängniß, legte die Binde wieder vor meine Augen, und führte mich fort. Ich wurde darauf viel in der Irre umhergeführt, bis mir heute, um die Mittagszeit, die Binde wieder abgenommen wurde. Ich fand mich vor dem Töpferthore, und sah meinen Begleiter hinter der Stadtmauer verschwinden.“

„Ihr könnt Eure Aussage beschwören?“ fragte der Bürgermeister.

„Mit gutem Gewissen, da sie eitel Wahrheit enthält,“ entgegnete der Gefragte.

Der Schöppe Bert Flaubig laß hierauf den Eid vor, den der Fleischermeister ohne Zagen wiederholte, während er die Schwurfinger in die Höhe reckte, worauf ihm Her-

mann bedeutete, daß er sich nun wieder entfernen könne.

Auf ein abermals vom Bürgermeister gegebenes Zeichen wurde Helwig von Lüticherode hereingeführt. Der greise Mann war mit Fesseln belastet, die er kaum zu tragen vermochte, und zwei Stadtknechte, mit Morgensternen bewaffnet, standen ihm zu beiden Seiten.

Einen Blick voll Wehmuth warf Helwig auf den leeren Stuhl, auf den er selbst noch heute Morgen gefessen hatte, aber dann sah er mit Troß und Verachtung auf den Bürgermeister.

Todtenstille herrschte im großen Saale, und selbst Hermann von Furra wagte nicht aufzublicken, und den mit Fesseln beladenen Rathsherrn anzusehen. Er winkte dem ihn zur Seite sitzenden Syndicus, Karl von Badra, das Verhör zu beginnen.

„Helwig von Lüticherode, Ihr seid angeklagt, der Anführer der Wegelagerer zu

sein, welche die Umgegend unserer Stadt unsicher machen.“

Der Angeklagte antwortete nicht, als jetzt eine Pause eintrat, sondern warf nur einen Blick voll Verachtung auf den Syndicus.

„Ihr seid ferner angeklagt, unsern Bürgermeister, Hermann von Furra, das Leben haben nehmen zu wollen.“

„Nur weiter, Herr von Furra!“ entgegnete Lüticherode, indem er sich zugleich ein bitteres Lächeln abzwang.

Der Bürgermeister hielt es für nöthig, sich zu vertheidigen und entgegnete daher: „Nicht von mir stammt diese Anklage. Allerdings bin ich Euer Feind, und das aus gerechten Ursachen, aber gern hätte ich doch die mir hinterbrachte Anklage, um der Ehre eines hochedeln Rathes willen, verschwiegen, da Ihr doch desselben Mitglied gewesen seid, wenn nur meine Pflicht gegen die Stadt dieß erlaubt hätte.“

„Niederträchtiger Heuchler!“ sagte zürnend Helwig.

„Es liegen Beweise gegen Euch vor,“ fuhr der Syndicus fort; „ein achtbarer Nordhäuser Einwohner hat mit einem Eide bekräftigt, daß die Wegelagerer Euch Euer Hauptmann genannt haben.“

„Ein Schandbube konnte nur das beschwören.“

„Man weiß, daß Ihr oft erst nach Mitternacht in Euer Haus zurückkehrt.“

„Ich habe nicht nöthig, Andern von meinen Wegen Rechenschaft abzulegen.“

„Man hat ferner bemerkt, daß nie von Eurer Heerde ein Stück geraubt ist, während kein Anderer eines solchen Glückes sich rühmen kann.“

„Wäre ich doch auch in jeder andern Hinsicht stets so glücklich gewesen!“

„Ein hochedler Rath verspricht Euch endlich Verzeihung, wenn Ihr den Versteck Eurer Bande anzeigen wollt.“

„Seid Ihr bei Sinnen, Herr von Badora?“

„Bis morgen läßt man Euch Bedenkzeit. Mit dem Frühsten wird man Euch nochmals verhören und nöthigenfalls das Geständniß schon zu erzwingen wissen.“

Das hatte Helwig nicht gedacht, daß man solche Anklagen gegen ihn vorbringen, daß man ihn wie den gemeinsten Verbrecher behandeln würde. War er sich doch während der fünf und sechszig Jahre, die er verlebte und die seinen Scheitel gebleicht hatten, keines Verbrechens bewußt! Hatte auch vielfaches Unglück ihn schon betroffen, den Ruf eines Biedermannes hatte er doch stets gehabt. Und jetzt — kaum konnte er länger das Mißgeschick ertragen — von allen Nordhäusern wurde er als ein gefährlicher Verbrecher betrachtet; von Stadtknechten war er aus seinem Hause gerissen, und beim hellen Scheine von vielen Fackeln durch die Stra-

ßen zum Rathhause geschleppt; der wüthende Pöbel hatte ihn mit Roth beworfen, mit den entehrendsten Schimpfnamen ihn verfolgt, und hätte mit Stöcken den Greiß geprügelt, hätten die Büttel nicht den wilden Haufen zurückgehalten. Und die Rathsherrn, die mit Achtung stets auf sein Urtheil das meiste Gewicht gelegt hatten, sie behandelten ihn gleichfalls jetzt wie einen gemeinen Missethäter! Seine Brust wurde ihm gewaltsam beengt, er zitterte, daß das Klirren der Ketten, welche seine Hände zusammensesselten, gespenstig durch den weiten Saal hallte, und dicke Thränen hingen an den grauen Augenwimpern. Schon hatte man ihm zwei Mal zugewinkt, sich zu entfernen, aber er hatte es nicht bemerkt. Wie angebannt stand er da, nicht mächtig einen Schritt zu gehen. Hermann von Furra hatte beim Eintritte des gefesselten Rathsherrn Regungen des Mitleids empfunden, aber die trozigen Antworten des Angeklagten hatten von Neuem

den alten Groll angefacht. Er winkte den Stadtdienern zu, damit die den Greis hinausführen möchten und ihn zurückbringen in sein Gefängniß. Mit rücksichtsloser Härte griffen ihn diese an und zogen ihn fort. „Auch das noch, mein Gott!“ sagte der Greis mit einer Stimme, die selbst durch den Stahlpanzer Hermann's drang. Die zitternden Knie vermochten Lüticherode nicht mehr zu tragen; er sank auf den Boden, den Händen der Büttel entgleitend. Da wendeten sich die meisten der Rathsherrn ab, um die Thräne zu verbergen, die ihren Augen entquoll. Die Meisten fingen an zu zweifeln, ob dieser Mann, auf dessen Gesichte, als er bei seinen letzten Worten es gen Himmel wandte, die heiligste Frömmigkeit zu lesen war, ob dieser Mann ein Verbrecher sein könnte. Sogar in Hermann's Brust verschwand wieder der Groll, und sein natürlicher Edelmuth ward sichtbar. Hestig bewegt sprang er von dem grünbeschlagenen Stuhle
auf

auf und eilte an das Fenster, das er hastig aufriß, um Luft zu schöpfen.

Und die Büttel — sie traten ehrfurchtsvoll zurück, denn Helwig faltete, so weit es die Ketten erlaubten, seine Hände und betete: „Herr, laß diesen Kelch von mir gehen!“ Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, und unterstützt von den Rathsherrn Bernhard von Ehrich und Friedrich von Werna, wankte er zur Thüre hinaus, seinem Gefängnisse zu.

Ein kaiserlicher Page trat in den Versammlungs=Saal und meldete, daß eben die Braut seines Herrn glücklich von Braunschweig angelangt sei, weshalb es den Kaiser verlange, mit den edlen Herren von Nordhausen noch einige Stunden in frohem Jubel beim Pokale, beim Brett= und Würfelspiele zuzubringen.

In dem niedrigen kleinen Stübchen saß Susanna Bechrod, der Mutter gegenüber, welche die Spindel fleißig drehte. Sannchen hatte ihre Spindel auf den Tisch, die Hände in den Schooß gelegt, und mit Unruhe sahen oft die sanften braunen Augen nach der alten Mutter hin. Ließ sich ein Geräusch auf der Straße hören, dann streckte sie das holde Köpfschen zum Fenster hinaus, und die aufgelösten braunen Haare fielen von dem blendendweißen Nacken herab auf die Brust, deren Schnee ein sittsames Mieder allen Blicken neidisch entzog. Hatte sie zum Fenster hinausgeblickt, so sah sie auch rasch wieder zurück, und die rofigen, zum Kusse einladenden Lippen lispelten ein banges: „Er kommt noch nicht!“

„Thörichte Maid,“ eiferte die Mutter, „vielleicht halten ihn überhäufte Geschäfte auf, daß er nicht zu Dir kommen kann.“

„Aber, liebe Mutter, hör doch nur, schon schlägt es zehn Uhr, und noch ist er nicht

da. So vergaß er mich noch nie. Wenn es seine Schreibereien nicht litten, den Abend mit uns zu verplaudern, so kam er doch wenigstens auf einige Minuten, um sich nach unserm Wohlergehen zu erkundigen und gute Nacht zu wünschen, und —"

„Und,“ ergänzte die Mutter, als Sannchen stockte, „und Dich zu umarmen, zu herzen, zu küssen. Ei du lieber Himmel, ich und mein Wilpert selger hatten uns auch recht lieb, waren uns treu trotz einem Paare, aber ein solches Geläppsche ist uns doch nie eingefallen. Mein Wilpert kam, setzte sich hin, sprach mit meinen Eltern ein vernünftig Wort — aber Benno, der sieht mich in einer Stunde kaum einmal an, während das Girren und Schnäbeln und Küssen in einem fort geht.“

Sannchen schlug beschämt die Augen nieder. Feurige Röthe stahl sich über ihr Gesicht. Sie wollte ihre Unruhe verbergen, aber ging es denn? Drohte nicht das Mie-

berchen mit jedem Pulschlage zu zersprengen, wenn die bange Brust so heftig dagegen schlug? Doch jetzt — nein, das konnte keine Täuschung sein; wahrlich, daß war sein Schritt!

Sannchen sprang vom Stuhle auf und verschwand vor der Thüre, während die gute Mutter hinter ihr her keifte, ob ihrer närrischen Verliebtheit, wie sie sich ausdrückte. Aber sie mußte doch unwillkürlich lächeln, als eben das verliebte Paar wieder hereintrat, der schöne kräftige Benno Sonders das Sammtbaret abnahm, und der Mutter einen freundlichen guten Abend bot.

Benno war mit einem spärlichen Gehalte als Rathsschreiber angestellt, zugleich mit der Versicherung, nach drei treugedienten Jahren eine anderweitige bessere Anstellung zu bekommen. Zwei Jahre hatte er schon gedient und das dritte Jahr, hoffte er, werde auch schnell in das Meer der Vergangenheit hinabfließen. Dann wollte er das treue Sann-

chen ehelichen, daß er schon als Kind geliebt hatte, und daß mit jedem Tage fast seinem Herzen theurer geworden war. Wirklich waren auch die jungen Leutchen einander werth. Beide gleich gut, gleich schön; beide sich in heiliger, reiner Liebe so herzlich zugethan — man konnte ihnen nur eine glückliche Zukunft voraus sagen. Benno entschuldigte sich mit der späten Rathssitzung am heutigen Abende, und dann sanken beide Liebende hin auf den Stuhl, um sich herzlicher, als je, zu umfassen und zu küssen, um das Verzäumte, wenn auch spät, doch sicher einzuholen.

Plötzlich wurden sie unterbrochen. Hastig wurde die Thür aufgerissen, und ein junges Weib mit geisterbleichem Antlitz und stieren Augen stürzte herein. Die Spuren hoher Schönheit waren nicht zu verkennen, aber herber Kummer schien sie zu zernagen. Diese blauen Augen waren gewiß einmal schön gewesen, ehe durch Thränenfluthen ihr Glanz

gelöscht wurde; dieses sammetreiche, seidenartige blonde Haar hatte früher, in zierliche Flechten gelegt, gewiß alle Jünglinge mit Verlangen, alle Jungfrauen mit Neid erfüllt, aber jetzt hing es wirr und ungeordnet um den Kopf herum, nur dazu dienend, ihren gespenstigen Anblick noch zu erhöhen; dieser zierliche Mund, noch jetzt verschönt durch zwei Reihen blendend weißer Zähne, hatte gewiß wonniglich gescherzt und gelacht und zum Kusse eingeladen, ehe das blühende Roth der Lippen einem widrigen Blau Platz gemacht hatte; dieser hohe, schlanke Wuchs mußte Ehrfurcht eingeflößt haben, als er noch in zierlichem Gewande eingehüllt war, aber jetzt, in dem weiten, langen härenen Bußgewande, konnte er nur Grauen erregen.

„Ha, gelobt sei der Himmel,“ sagte bei ihrem Eintritte in die Stube in angstvoller Hast die Gespenstige; „gelobt seien alle Heilige, daß ich Euch noch wach antreffe. Schreckliche Träume ängstigten mich, daß ich es

nicht mehr aushalten konnte in dem einsamen Kämmerchen. Und der Wahnsinnige oben tobt und wüthet, daß man selbst wahnsinnig werden möchte."

Unangenehmer hätten die Liebenden nicht gestört werden können. Zu gleicher Zeit ließen sie ihre Arme schlaff herab sinken, und sahen mit mitleidsvollem Blicke auf die Unglückliche. Diese durchschaute es, daß sie ungelegen gekommen sei. „Laßt Euch nicht stören,“ fuhr sie fort, „ich liebte ja auch einmal, und entsinne mich noch recht wohl, wie süß die Liebe ist. Aber erlaubt, daß ich jetzt bei Euch bleibe; ich müßte ja vor Furcht vergehen, wenn Ihr mich in das einsame Kämmerlein zurückjagen wolltet. Hört Ihr gern grausige Mährlein? Ich will Euch meinen Traum erzählen, vielleicht daß ich mich dadurch zerstreue.“

„Ich war in dem Hause des Vaters und saß in dem Stübchen, aus dem man auf die Stadtmauer die Aussicht hat. Hinter der

Mauer ging der Mond auf, so bleich, so bleich, als hätte er geweint ob unglücklicher Liebe. Da trat der Mönch herein, welcher mein junges Leben mordete. Die Schlange, die ich an meinem Busen erwärmte, weil ich dachte, es sei der Geliebte. Mit grinsendem Lächeln blickte er mich an und streckte dann seine blutbespritzten Hände nach meinem Kinde aus. Ich wollte auffspringen, um ihn zurückzustößen, aber zentnerschwer lag es auf meiner Brust, daß ich nicht vermochte, mich von der Stelle zu bewegen. Ich wollte meiner Emma zurufen, das Ungeheuer zu fliehen, aber die Sprache versagte mir. Um meine Angst noch zu steigern, kam auch der wahnsinnige Italiener zu der Thüre herein, indem er einmal über das andere dem Mönche ein gellendes „Brav,“ zurief. Da erschien plötzlich mein Konrad, aber schrecklich war er anzuschauen. Eine blutige, weitklaffende Wunde war in seiner linken Brust, und das Herz herausgerissen. „Nun wer-

den wir vereinigt," rief er mir zu, und breitete seine Arme aus, um auf mich zuzustürzen, mich an seine blutige herzlose Brust zu drücken. „Nimmer, nimmer," riefen da unter Hohngelächter der Hölle der Mönch und der wahnsinnige Welsche, und umringten den unglücklichen Bräutigam. Und alle Drei ringten mit einander. Da war plötzlich meine Emma mitten unter ihnen, und alle Viere drehten sich nun wie wahnsinnig in schwindelerregenden tollen Kreisen umher. Immer näher kamen sie mir. Der Mönch riß mich auf und schleuderte mich mit in den Reigen. Ich drehte mich mit, und immer toller ging's. Da sanken wir zusammen nieder, und immer tiefer und tiefer in die Erde hinein, bis wir kaum noch den bleichen Mond sahen, der gespenstig auf uns herabschaute. Plötzlich stürzte die Erde über uns zusammen, worauf ich erwachte. Meine Emma lag in tiefem Schlummer an meiner Seite, aber der Wahnsinnige tobte

in dem Nebenzübchen, und mich trieb's fort zu Euch, damit die schrecklichen Bilder aus meinem Sinne schwänden."

Benno griff sich unwillkürlich an seine Stirn, denn ihm war es, als werde er gleichfalls schwindlig; Sannchen verbarg das holde Lockenköpfchen an des Geliebten Brust, und die Mutter bekreuzigte sich. Da polterte es die Treppe herab. Der wahnsinnige Italiener trat herein, hoch in der Luft haltend die weinende Emma. „Ho, ho, Stieftöchterchen," sagte er unter schallendem Gelächter, „siehst bald Stiefväterchen an Mütterchens Seite, aber das blutige Herz hat eine Andere, bis ihr selbst das Herz bricht."

„Mein Kind, mein Kind!" rief Walperga, und entriß es dem Wahnsinnigen.

„Ist mein Kind eben so gut," entgegnete der Italiener, „denn ich, das heißt: die Hölle, habe des Kindes Empfängniß bewirkt. Graußt Euch? Glaub's wohl! Aber dennoch ist es wahr, ich bin der Teufel leib-

haftig, dem Schwefelstuhle nur entstiegen, um Unglück auf der Welt auszusäen.“

Mutter Bechrod bekreuzigte sich abermals, worauf sie ein Becken mit Weihwasser ergriff, um es dem Wahnsinnigen entgegen zu spritzen.

„Bemüht Euch nicht,“ spottete dieser, „spart Euer Wasser. Denkt Ihr, der Teufel werde sich vor einem Bißchen Wasser fürchten, von Pfaffenhand und Pfaffenmunde gesegnet? Ho, ho! seht doch nur, wie die Kleinen Teufelchen mit Pferdefuß und Bockshörnern auf Eurer Hand heruntanzten, um Euch zu spotten!“

„Hebe Dich weg, Wahnsinniger,“ gebot jetzt Benno, entwand sich sanft den Armen seiner Braut, die noch immer ihr Gesicht zitternd an seinem Busen verbarg, und stand dann auf, um seinen Worten nöthigenfalls Nachdruck zu verschaffen.

„Vor Dir weiche ich,“ entgegnete der

Wahnsinnige, „denn Du bist erkoren, mich in den Höllenspfuhl zurück zu schicken.“

Der Italiener entfernte sich, stieg bedächtig die Treppe hinauf und begab sich auf sein Zimmer, welches er hinter sich her zuriegelte. Es blieb oben ruhig und stand daher zu vermuthen, daß er sich niedergelegt habe, und in tiefen Schlaf gefallen sei, wie gewöhnlich zu geschehen pflegte, wenn er zu heftig getobt hatte. Auch Walperga war ruhiger geworden. Sie drückte das geliebte Kind an die treue Mutterbrust und wünschte, sich hinweg begebend, eine gute Nacht. Benno und Sannchen umarmten sich zwar wieder, drückten sich feurige Küsse auf Mund und Stirn, aber die Heiterkeit war verschwunden, um am heutigen Abende nicht wieder zu kehren. Unwillkürlich traten ihnen die unglückliche Walperga, der wahnsinnige Thaddeo vor die Augen, und vergällten die Augenblicke, die sie sonst in süßer, unschuldiger Freude genossen hatten.

Auch begann die Mutter ungeduldig auf ihrem Stuhle hin und herzurücken, als sehne sie sich nun endlich nach Ruhe; das Lämpchen begann düster zu brennen, weil der Del ausging; vom nahen Glockenthurme tönte in banger Schlägen die Geisterstunde herab, und Benno drückte den letzten Kuß auf Sannchens Purpurlippen. Herzlich drückte er dann der alten Mutter die Hand, und enteilte dem Hause seiner Geliebten.

Nachdem die Ritter vom Wahlplatze abgezogen waren, um dem Wagen der Kaiserbraut zu folgen, herrschte lange tiefe Stille auf der Gegend. Erst als die Hufstritte der Rosse in weiter Ferne verhallt waren, regte es sich wieder in dem Gebüsch. Flüsternde Stimmen wurden laut, und das Rauschen der bewegten Zweige zeigte gleichfalls, daß noch genug Wegelagerer lebten und sich hin-

ter ihnen verbargen, um auf andere, glücklichere Unternehmungen zu warten. Der Erste, welcher aus dem Gebüsch trat, war der baumlange Geselle, welchem Hermann von Nordheim seinen Tod zu verdanken hatte. Sein verbundener Arm, so wie die breiten Pflaster in seinem Gesichte, zeigten hinlänglich, daß er einen harten Strauß bestanden hatte, aber dennoch ging er feck und mit festem Schritte auf der blutigen Stätte umher, als sei nichts vorgefallen. Er beugte sich zu den Todten nieder, um sie zu erkennen, und nachdem er Alle besehen hatte, seufzte er tief auf. „Lauter wackere Kerle,“ sagte er, und man hörte, daß es dem rauhen Manne nah ging; „lauter tapfere Jungen, die da liegen. Der Kurt von Sundhausen, der noch vor Kurzem die nordhäusischen Klosterhirten ganz allein abbläute und ihre fetten Ochsen wegtrieb; Bert von Wolframshausen, der noch heute Morgen zwei Ritter aus des Kaisers Gefolge gen Grab-

hausen sandte, um ihre Rüstungen und Pferde für sich zu nehmen; der Hinz —“

„Herr Wolf,“ redete plötzlich ein Wegelagerer den Riesen an, „unser Hauptmann kommt noch immer nicht; sollen wir vielleicht die Gegend durchstreifen?“

„Wäre doch vermaledeit,“ entgegnete Wolf von Sangerhausen, der Unterhauptmann der Wegelagerer, „wenn auch der den Kaiserlichen in die Hände gefallen wäre!“ Unmuthig ging er auf und ab, bald auf die Wegelagerer blickend, die eben damit beschäftigt waren, die Gefallenen zu beerdigen, bald nach den Lichtern, die noch immer von Nordhausens Thürmen herüber leuchteten. Sein geübtes Ohr vernahm die Tritte eines Laufenden. Näher kamen sie heran, und bald überzeugte ein, auf einem Horne gegebenes Zeichen den Unterhauptmann, daß der Kommende zu der Bande gehöre. „Warum verließest Du Deinen Posten, den ich Dir vor der Kaiserburg in Nordhausen angewie-

sen hatte?" fragte er zürnend den Kommenden, nachdem er ihn erkannt.

„Euch traurige Mähr zu bringen. Als Fräulein Beatrix vor der Burg vom Wagen stieg, schlich ich herbei, um allerlei Kundtschaft einzuziehen, wie Ihr mir befohlen hattet. Da sah ich, wie ein Mann vom Wagen gehoben wurde, der schwer krank zu sein schien. Ich mischte mich unter die Knechte, um den Mann näher zu sehen. Denkt Euch meinen Schrecken, als ich den Hauptmann erkannte. Seine Haare triefen von Wasser, sein Gesicht war bleich, wie der Tod, ein heftiges Zittern erschütterte den ganzen Körper. Ich vergaß mich ganz, und stieß einen lauten Schrei aus, worauf der Hauptmann, wahrscheinlich meine Stimme erkennend, die Augen aufschlug und mich ansah. Glücklicherweise achtete man meiner nicht, denn das Gedränge war stark und Jeder beschäftigt. Ich zog mich zurück, ging ruhig, als sei nichts vorgefallen, zum Thore hin-

hinaus, und lief dann spornstreichs hierher, um Euch zur Rettung aufzufordern.“

„Schrecklich,“ brummte Wolf, „Konrad in Nordhausen! Er ist verloren, ohne Rettung verloren!“

Dann ging er, in tiefes Nachdenken versunken, hinaus in die Dunkelheit der Nacht. „So ist denn die Zeit da, wo wir uns unverrichteter Sache wieder trennen werden, und ich nach Palästina ziehen muß.“ Plötzlich stand er stille, und legte die Hand auf die Stirne, als dämmere ein glücklicher Gedanke in ihm auf. „Palästina,“ fuhr er fort in seinem Selbstgespräche, „denken nicht Alle, ich sei wirklich dort? Kein Mensch ahnet, daß ich hier in unehrlichem Gewerbe ehrlichem Zwecke nachgehe. Ja, ich will die Meinung der Welt benutzen, ich will aus Palästina zurückkehren!“

Mit raschen Schritten ging er nach dem Erlengebüsche zurück, und machte die Gesellen mit seinem plötzlich gefaßten Entschlusse

bekannt. Alle jubelten laut auf. Die Todten waren schon beerdigt, die Räuber legten ihre Rüstungen an, zogen die Pferde aus dem Gebüsch, und bestiegen sie, um dem schon vorausgeeilten Wolf von Sangerhausen zu folgen. In tausendem Galopp ging es davon, daß die von den Roßhufen aufgewühlte Erde über ihren Köpfen wegsflog.

Glücklicher, als wenige Stunden vorher Beatrix, kamen die Reifigen durch das Feldwasser, welches noch immer brauste und tobte. Unaufgehalten ritten sie dann durch die, damals noch nicht mit Mauern umgebene Unterstadt, und hielten vor dem Rautenthore, dessen Fallgatter vorsichtig herabgelassen war.

Ohne Zögern wurde das Fallgatter hinaufgewunden, als der Ritter sich ausgewiesen hatte. Der Zug ging vor dem alten Rathhause vorbei, die Rautenstraße hinauf, durch die Süden- und Pfaffengasse, worauf er vor der kaiserlichen Burg hielt. Freudig

wurde her, aus dem gelobten Lande heimkehrende Wolf von Sangerhausen, mit den Rittern und Knappen in seinem Gefolge eingelassen, und während die letztern die Rosse in die Ställe führten, um dann zu den andern Knappen sich zu begeben, welche im Erdgeschoße, beim gefüllten Humpen und Klappernden Würfelspiele, die Ankunft der Kaiserbraut feierten, stiegen die Ritter die breiten, aus rothem Sandsteine gehauenen Stufen hinauf, in das Gelag-Gaden.

„Willkommen, wackere Ritter,“ rief ihnen der Kaiser entgegen, sich von seinem Throne erhebend und die Rechte zum deutschen Empfange darreichend; „willkommen in Nordhausens Mauern. Traun, zu einer mehr gelegenen Zeit hättet Ihr nicht kommen können. Wißt Ihr schon die Ursache, weshalb meine Ritter und Nordhausens edle Geschlechter hier versammelt sind?“

„Noch nicht wissen wir sie, edler Herr,“

entgegnete Wolf, „doch begierig sind wir, sie zu erfahren.“

Kaiser. „Fräulein Beatrix, meines edlen Vorfahren, Kaiser Philipps Tochter, meine vor Gott und der Welt mir verlobte Braut, kam am heutigen Abende hier an, um morgen die Vermählung mit mir zu feiern.“

Ritter. „Hoch lebe Kaiser Otto, hoch das hochedle Fräulein Beatrix!“

Munterer Becherklang mischte sich mit den Stimmen der hoch und nochmals hoch und zum drittenmale hoch rufenden Ritter. Mit freundlichem Kopfnicken dankte der Kaiser für den herzlichen Antheil.

Kaiser. „Wie lange seid Ihr in Palästina gewesen, edler Ritter Wolf?“

Wolf. „Ihr entsinnt Euch vielleicht, daß ich erst vor zwei Jahren abreiste, um ein Gelübde zu erfüllen. Kaum war ich jedoch in dem gelobten Lande angekommen, als es mich auch drängte, wieder heim zu kehren. Dort war wenig Ruhm zu gewin-

nen, da die Heiden zu mächtig sind, und hier, befürchtete ich, möchte meine Gegenwart nothwendig sein. Ein Pilger, welcher kurz nach mir aus Italien in Palästina ankam, berichtete mir nämlich, daß der hohenstaufische Anhang in Italien wieder mächtig geworden, und Friedrich, Heinrich des Siebenten Sohn, von ihm eingeladen sei, nach Deutschland zu kommen. Da, dachte ich, möchte es im lieben Vaterlande wieder harte Sträuße geben; ich eilte daher zurück, um meinem geliebten Kaiser beizustehen.“

Das Alles hatte Wolf von Sangerhausen so frischweg gelogen, als ob es reine, lautere Wahrheit sei. Sah er doch dem guten Kaiser dabei so treuherzig in das Gesicht, daß dieser fest überzeugt sein mußte, der Ritter sei wirklich im gelobten Lande gewesen, und aus aufrichtiger Anhänglichkeit an ihn zurückgekehrt. Ergriffen von dieser Treue und Liebe erfaßte Otto Wolfs Hand, und schüttelte sie herzlich, indem er ihn zu-

gleich in den treuherzigsten Ausdrücken be-
lobte.

Die neu angekommenen Ritter ließen sich nun auf den ihnen angewiesenen Sitzen nieder, und beobachteten mit prüfenden Blicken die Versammlung. Aber hier herrschte nicht der Frohsinn, den man wohl am heutigen Tage hätte erwarten können. Hier saßen die Ritter, welche das Fräulein Beatrix begleitet und den harten Kampf erst vor wenigen Stunden bestanden hatten. Ihnen mundete nicht der Becher. Sie dachten nur an die Schande, daß die Wegelagerer im Kampfe ihnen gleich gewesen waren, und sie die tapfersten ihrer Gefährten dabei verloren hatten. Dort saßen die Edlen Nordhausens, bei denen die ernste, feierliche Amtsmiene noch immer der Heiterkeit nicht weichen wollte; die Wenigen nur, welche um den Kaiser selbst waren, jauchzten und jubelten, weil sie einen Becher des alten Rheinweins nach dem andern hinabschütteten. Auch

Wolf, mit den ihn begleitenden Rittern, suchte die Furchen von seiner Stirn zu bannen, und in diesen Jubel mit einzustimmen. Aber dies wurde ihnen doch auch gar zu schwer, denn sie vergaßen nicht ihres Hauptmanns, der in der Burg sich befand, und der Gefahr entdeckt zu werden, ausgesetzt war. Endlich konnte Wolf nicht länger an sich halten. Er mußte erfahren, wie es mit Konrad stehe; mußte hören, ob man schon in ihm den Sohn des alten Tüticherode erkannt habe, ob er nicht vielleicht schon gefesselt im Verliese schmachte. Er musterte die Nordhäuser Edeln, musterte sie zwei und drei Mal — der alte Tüticherode war nicht unter ihnen.

„Helwig von Tüticherode ist im Stadtgefängnisse,“ erwiederte ihm ein Rathsherr, als er nach dem alten Manne fragte.

Schrecklich! Das warum? auszusprechen, fehlte Wolf der Muth, und es bedurfte

der äußersten Fassung, um sich nicht zu ver-
rathen.

Sollte Konrad wirklich schon erkannt
sein? Sollte man es vielleicht wissen, daß
er es sei, der die Umgegend von Nordhau-
sen seit langer Zeit unsicher gemacht habe?
Sollte es nicht mehr unbekannt sein, daß
auf sein Geheiß die Fluren verwüftet, das
Vieh weggetrieben?

Er konnte diese Gedanken nicht weiter
verfolgen. Die Besorgniß um den armen
Freund erstickte seine Brust, und der riesige,
starke Mann mußte sich an einem Sessel fest-
halten, um nicht auf den getäfelten Fußbo-
den niederzusenken. Aber das war ihm doch
endlich klar, daß im schlimmsten Falle die
Freiheit Konrads mit Gewalt erzwungen
werden müsse.

Mit Gewalt — wie war das möglich
in der Stadt, in der jetzt so viele Ritter mit
ihren Knappen sich befanden? Und doch
war Zögerung nicht rathsam, denn die Nord-

häuser Rathsherrn waren mit dem Strange rasch bereit. Wolf schwindelte von Neuem und hielt die Hand an die Stirn.

Auch dem Kaiser fiel die Befangenheit der angeblichen Kreuzritter, und besonders Wolfs, auf. Er fragte diesen daher nach der Ursache.

Wolf bedachte sich einen Augenblick, dann antwortete er dem Kaiser: „Wir hatten uns zwar vorgenommen, nichts zu sagen, doch Euch, hoher Herr, kann ich nicht hintergehen. So wißt denn, was uns widerfahren. — Wir waren ohne Unfall hier in der Nähe von Nordhausen angekommen, als plötzlich eine Schaar Wegelagerer uns überfiel. Sie waren sämmtlich geharnischt und bewaffnet wie Ritter, und wir hatten ein hartes Gefecht mit ihnen zu bestehen, ohne daß es uns gelungen wäre, auch nur Einen von ihnen zu fangen. Dieß nun ist es, was mich mit Mißmuth erfüllt.“

Wolf schwieg. Die Begleiter der Kai-

ferbraut hatten sich theilnehmend um ihn her gedrängt und aufmerksam zugehört.

„Vorzüglich Einer unter ihnen,“ fuhr Wolf fort, da er einsah, daß es nöthig sei, die Rolle weiter zu spielen, „vorzüglich Einer war furchtbar genug. Er war so groß wie ich, vielleicht noch größer, und ihm verdanke ich die Wunden im Gesichte, ihm diesen schwer verwundeten Arm.“

„Wir wissen auch ein Liedchen von ihm zu singen,“ entgegnete Walther von Harbke, „und noch besser könnte es Hermann von Nordheim, wenn er noch lebte.“

Wolf. „Ihr waret also auch handgemein mit den Begeleagerern?“

Walter. „Allerdings.“

Wolf. „Habt Ihr denn auch Keinen von den Schurken gefangen?“

Walter. „Auch nicht Einen.“

Wolf. „Sonderbar. Weiß man etwas Näheres von Ihnen?“

Ein Rathsherr. „Leider! Und das ist's eben, was uns jetzt verstimmt.“

Wolf. „Wie so?“

Der Rathsherr. „Wir setzten heute ihren Anführer fest.“

Das war es, was Wolf wissen wollte. Also war er doch gefangen! Der arme Konrad; aber noch in dieser Nacht sollte ihm geholfen werden. Er trat schweigend in eine Fensternische zurück, denn er vermochte nicht weiter zu fragen, da ihm des Freundes Unglück zu nahe ging. Er sah hinaus in die finstere Nacht, blickte nach dem Himmel; der noch immer von trüben Wolken umzogen war, und leistete sich im Stillen den feierlichen Eid, den Freund zu retten.

In einem kleinen Zimmer der Kaiserburg, fern von dem Gelag-Gaden, in welchem die Ritter hausten, lag Konrad von Lüticherode, von der besorgten Beatrix in

warme Decken eingehüllt. An seinem Bette saß die Frau von Ortelsbach, welche gleichfalls besorgt war für den, der wie ein rettender Engel den Frauen erschienen war, als sie schon daran verzweifelten, je nach Nordhausen zu kommen, in jedem Augenblicke erwartend, ihr Grab in den nassen Fluthen zu finden. An dem flackernden und wohlthuen- de Wärme im Gemache verbreitenden Kaminfeuer stand Beatrix selbst, einen erwärmenden Trank für den Retter brauend.

Die Anstrengung in dem eisigkalten Wasser hatte Konrads Stärke gebrochen. Alle Wärme schien aus seinem Blute gewichen zu sein, seine Lippen waren bleich, seine Wangen eingefallen, seine Augen gebrochen. Ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder, und er schien den finstern Mächten des Todes unwiderruflich anheim gefallen zu sein. Beatrix wischte die Salzfluth ab, die ihren Augen entströmte, und wünschte sich, lieber selbst den Tod gefunden zu haben, als daß ein so

edler Jüngling, um Andern Leben zu retten, sein eignes kostbares auf das Spiel gesetzt hätte. Sie warf sich vor, seine Mörderin zu sein; sie ver

Sie wollte den bösen Gedanken aus ihrem Sinne verbannen, aber endlich war und blieb es doch die Wahrheit. Wäre die Hochzeit mit Kaiser Otto nicht gewesen, so wäre ihr nie in den Sinn gekommen, gen Nordhausen zu ziehen; so wäre sie nie in die Gefahr gerathen, im Feldwasser zu ertrinken; so hätte der unglückliche Jüngling nicht nöthig gehabt, sie zu retten, und wäre noch jetzt so frisch und munter, wie er je gewesen. Also die Hochzeit, die Hochzeit war doch die Ursache von allem Unglück. Es fielen ihr jene trüben Ahnungen wieder ein, die sie schon gegen das Ende ihrer Fahrt geängstigt hatten, und es schien ihr immer gewisser, daß sie nur unglücklich in der Verbindung mit Otto werden würde.

Endlich war der Trank fertig, von Wein

und kräftigen Kräutern bereitet. Beatrix kostete ihn, und ein freudiges Lächeln schwebte über ihre Engelszüge, als sie die Hitze spürte, welche sogleich durch ihre Nerven zuckte. Leise und auf den Beinen schlich sie herbei, um den Kranken nicht aufzuwecken, wenn er etwa eingeschlafen sein sollte. Er wachte und richtete den matten Blick auf Beatrix, die wie ein rettender Engel vor seinem Bette stand, und ihm den Wundertrank reichte.

Unterstützt von Frau von Ortelbach erhob sich der Kranke, und verschluckte den wärmenden Trank. Dann legte er das matte Haupt wieder nieder, richtete einen dankenden Blick auf das Fräulein, und schloß die Augen.

Noch saßen die beiden vornehmen Krankenwärterinnen eine geraume Zeit vor dem Bette, indem sie besorglich den Kranken ansahen, und auf jeden seiner Athemzüge lauschten. Seine Augen blieben fest geschlossen,

aber das Zittern verlor sich nach und nach, bis es endlich ganz aufhörte, und er ruhig dalag, einem Schlafenden gleich. Jetzt zeigte sich auch ein Anflug von Röthe auf seinem Gesichte, und seine etwas hörbaren Athemzüge verkündeten den wirklich Eingeschlafenen. Beatrix ergriff leise seine Hand, befühlte seinen Puls und sagte dann zur Dr. telzbach: „Meine Arznei hat gewirkt. Er schläft, sein Puls geht ruhig, die Wärme kehrt zurück, und vielleicht ist er schon morgen wieder hergestellt. Verlassen wir jetzt den Kranken, um gleichfalls die Ruhe zu suchen, die auch wir so nöthig haben.“

Beide erhoben sich, setzten eine brennende Nachtlampe auf den Tisch, legten noch einmal Holz auf dem Kamine nach, und schlüchen dann auf den Behen fort. Leise zogen sie die Thüre hinter sich zu, damit der Kranke nicht erwache, der nun allein blieb.

Sein ruhiger Schlummer dauerte fort, bis das erste Grauen der Morgendämmerung

die Finsterniß, welche über Nordhausen lag, etwas lichtete. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, und fuhr nur noch in einzelnen Stößen über den Dächern der Stadt hin. Der Rittersaal war leer, denn die Gäste hatten sich allmählig beurlaubt, um die lang-ersehnte Ruhe zu finden. Konrad erwachte bei einem jener abgebrochenen Windstöße, von denen die bemalten Fensterscheiben klirrteten, richtete sich auf seinem Lager in die Höhe, und schaute mit verwundertem Blicke in dem Gemache umher. Die Nachtlampe brannte noch immer, und bei ihrem bleichen Scheine prüfte er die Gegenstände um sich her. Wie war er doch hierher gekommen? Er entsann sich, einige Frauen aus dem Feldwasser gerettet zu haben; entsann sich, daß die Anstrengung und die damit verbundene Erkältung eisigen Frost durch seine Adern gejagt hatten; auf jeden Fall hatte er damals seine Sinne verloren, und die Edelfrauen, deren Retter er gewesen war, waren

ren wieder seine Ketterinnen geworden. Aber wo befand er sich denn? Hier konnte er noch nie gewesen sein, so unbekannt kam ihm Alles vor, was er um sich herum sah. Die silberne Lampe, die herrlich bemalten Fensterscheiben, das hohe Zimmer, die prachtvollen Tapeten mit der reichen Stickerei, das reichvergoldete Kamin — das Alles deutete auf hohen Wohlstand der Besitzer. Er mußte sich überzeugen, wo er sich befinde, mußte sehen, ob die Gegend ihm nicht bekannt sei.

Die warmen Decken, in welche er durch Beatrix Sorgfalt eingehüllt war, wurden von dem Wiedergenesenden abgeworfen, und er eilte zum Fenster, welches er ungeduldig öffnete. Durfte er seinen Sinnen trauen? Träumte er noch, oder war es Blendwerk, was er sah? Er rieb sich die Augen, überzeugte sich, daß er wache, und der Anblick änderte sich nicht. Das war wirklich Nordhausen, das er vor sich sah, das waren die

vier hohen Thürme der Kirche St. Nicolai, die hier, gerade vor ihm, über den nächsten Häusern hervorragten, das war die Kaiserburg, in der er sich befand.

Welches böse Ungefähr hatte ihn doch nach Nordhausen gebracht! Er mußte fliehen, wollte er nicht alle seine Pläne zerstört sehen, wollte er nicht das Leben mit dem Tode vertauschen. Aber das Glück schien ihm abhold zu sein, denn schon wurde es auf dem Burghofe wieder munter, und die Tritte geharnischter Männer begannen hörbar zu werden.

Neues Erstaunen! Die Geharnischten, die eben mit ihren Pferden vom Burghofe zogen, waren seine eignen Leute, Wolf an ihrer Spitze. Was hatte die doch hierher gebracht? Hatten sie ihn vielleicht gesucht, und wollten nun wieder fortziehen, weil sie ihn nicht gefunden? Er mußte rasch hinab, und ihnen nachheilen. Aber es war ganz, als sei es nur darauf abgesehen, seine Lage mit

jedem Augenblicke gefährlicher und verwickelter zu machen. Die Thür seines Zimmers öffnete sich, und eine sonderbare, unheimliche Gestalt trat herein. Das lange graue Gewand glich fast den Kutten der Cistercienser-Mönche, das weiße Haar flog wirr und wild um den Kopf herum, die schwarzen Augen, aus denen das Feuer des Wahnsinns leuchtete, lagen tief in den eingefallenen Höhlen, und die welken, zitternden Hände hielten einen Knotenstock.

„Wußt' ich es doch, daß ich Euch hier treffen würde,“ begann der Eingetretene, „laßt Euch nicht stören. Hu! es ist kalt bei Euch! Wollt Ihr nicht Feuer aus dem höllischen Pfuhle holen, um Euch zu wärmen?“

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr?“ fragte Konrad, der vor der schreckhaften Gestalt des Alten zurückgebebt war, und sich fest in die gewölbte Fenstervertiefung drängte.“

„Der Teufel bin ich, gekommen, das Kind

der Mütter zu quälen und es zu peinigen, damit es des Lebens überdrüssig werde," lautete die Antwort des wahnsinnigen Thaddeo.

Konrad schwieg betroffen, denn es schauerte ihn vor dem unheimlichen Besuche. Thaddeo fuhr indessen fort:

„Setzt Euch nur hin, Sohn der keuschen Dirne, denn ich will lange hier bleiben, will recht viel erzählen, damit Ihr recht gepeinigt werdet. Und kann Eure Mutter herübersehen aus dem Fegfeuer, in dem sie recht lange brate und schmore, dann mag sie sich grämen ob der Angst des Sohnes, dessen Herz bald im silbernen Kästchen liegen möge.“

„Wahnsinniger, entferne Dich!“ rief ihm Konrad zu und griff nach dem Schwerte. Aber der Wahnsinnige ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Ereifert Euch nicht, schön Konrädchen, und hört zu. Als ich vor sechs und zwanzig Jahren auf dem feuerspeienden Drachen herüberflog von Belschland nach Deutschland,

da führte ich meinen Knotenstock noch kräftig, und mein zweischneidiges Messer gewandt. Aber auch die Hölle altert, warum sollte der Teufel nicht altern? Ich kam nach Nordhausen, und als ich zur Stadt hereinkam, tanzten die Kobolde auf den Kirchthürmen, die Hunde heulten vor den Thüren, die Hähne krächten auf den Höfen, die Kater miauten auf den Hausdächern, die Fledermäuse schwirrten und surrten durch die Lüfte, der Wind bließ dazu so lustig die Schalmeyen, daß es gar lieblich anzusehen und anzuhören war. Und wie ich so durch die Straße ging, um mich recht in der Stadt zu besehen, begegnete mir ein nettes Weibchen, so züchtiglich in den dichten Schleier und den langen Rock gehüllt, daß man nichts sah von ihr, denn die niedlichen Füßchen und den schlanken Wuchs. „Grüß dich, liebes Kind,“ rief ich ihr zu, „kannst du mir kein Haus zuweisen, wo ich mich von meiner Reise ausruhen könnte?“ „Komme mit

her.“ Und das gute Weibchen nahm mich mit zu sich und setzte mir Speise und Trank vor, aber entwandte mir dafür mein Herz. Ich klagte ihr den Verlust und bat sie, mir dafür ihr Herzchen auszutauschen, worauf sie so sehr in Zorn entbrannte, daß sie mich aus dem Hause wies. Ich ging, aber ich fluchte ihr, und wünschte, daß dem Kinde, welches sie gebären würde, einst das Herz ausgerissen werden möge, wie sie mir das meinige entwandt hatte. Nach einiger Zeit beglückte sie den Gatten mit einem Knaben, auf dessen Brust ein blutigrother Fleck in Gestalt eines Herzens zu sehen war. Da gedachte sie meines Fluches, wurde wahnsinnig und ließ von einem durchreisenden Maler das Knäblein mit bluttriefendem Herzen auf der Brust abzeichnen. Bald darauf starb sie, aber der alte Teufel blieb leben, um die Erfüllung seines Fluches zu bewirken.“

„Ungeheuer,“ kreischte Konrad, und wollte aus der Stube stürzen, doch der Wahnsin-

nige kam zuvor, sprang zur Thüre hinaus und hielt diese hinter sich zu. Konrad stürzte ohnmächtig zu Boden.

Beatrice hatte das Geräusch gehört, sogleich die Frau von Ortelsbach geweckt, und Beide kamen jetzt durch eine Seitenthür herein. Mit Schrecken sahen die Frauen den Kranken auf dem Boden liegen und versuchten es, ihn wieder auf sein Lager zurück zu bringen.

„Laßt mich! Laßt mich!“ rief der Kranke, indem er die Augen wieder aufschlug, „seht Ihr denn nicht, daß mir der Schurke das Herz ausgerissen hat?“

„Er liegt in Fieberträumen, der arme Süngling,“ seufzte Beatrice, und mein Trank scheint ihm also nicht geholfen zu haben.“

„Euer Trank?“ fragte der Kranke, „Ihr ließt ihn doch nicht von dem welschen Ungeheuer brauen? Ach dann bin ich verloren! Mein Herz riß er mir aus der Brust und mit dem Giftgebräu wird er wohl gänzlich mein Lebenslicht auslöschen.“

„Wer ist das welsche Ungeheuer, das
Ihr meint?“

„Sahst Ihr es nicht? Es ging ja eben
hinaus, als Ihr hereinkamt.“

„Schlaft wieder ein, Unglücklicher,“
sagte besänftigend Beatrix, „Ihr hattet einen
bösen Traum, eine Folge des Fiebers.“

Aber Konrad schüttelte ungläubig den
Kopf, und legte sich auf die andere Seite.
Er wollte versuchen wieder einzuschlafen,
aber ihm gelang es nicht. Beatrix schickte
ihre mütterliche Freundin zurück in das
Schlafgemach; sie selbst wollte bei dem Kran-
ken wachen und ihn warten, damit er nicht
wieder im Fieberwahne aufspringe.

Als der Rathschreiber Benno Conders
dem Hause entteilt war, in welchem er so
manche süße Stunde in den Umarmungen
des herzigen Sannchens verlebt hatte, stürm-
ten mannichfache Gefühle durch sein Herz.

Das Sonst und Jetzt trat recht lebhaft vor die Augen seiner Seele. Wie fröhlich war er nicht sonst in dem kleinen Häuschen gewesen, und wie grauenhaft war dagegen der heutige Abend für ihn hingeflossen. Aber auch vom Anfange an war ihm dieser Abend verbittert gewesen. Erst die lange Raths-sitzung, die noch dazu so unfreundlich gewesen war, in der einem Edeln, auf den sonst alle Nordhäuser mit Achtung gesehen hatten, die Heuchlermaske vom Gesichte gerissen war — denn so und nicht anders dachte Benno, der gewohnt war, die Aussprüche seiner Brodherren für untrüglich anzunehmen — aus der Alle, die zugegen gewesen waren, verstimmt weggingen; und als er nun endlich glaubte, noch ein Stündchen mit seinem Liebchen verplaudern und verflüssen zu können, da mußte wieder eine Störung, und zwar eine noch unangenehmere Störung dazwischen kommen. Die gespenstige Walperga und der wahnsinnige Italiener standen vor

seinen Augen; der schauerliche Traum der Erstern, und die schrecklichen Aussprüche des Letztern hallten vor seinen Ohren nach und erfüllten ihn mit Entsetzen. Er lief die Straße entlang, bog in andere Straßen und wieder in andere, aber wußte selbst nicht, wohin er eile, wenn er entfliehe, weshalb er so herum eile. Nur das war ihm deutlich, daß er noch nicht zurück könne auf sein Zimmer, daß der Schlaf doch entweder ganz ihn fliehen oder nur mit entsetzlichen Träumen bedrängen werde.

Er stand vor der kaiserlichen Burg, ohne selbst zu wissen, wie er dahin gekommen sei. Er hielt seine eilenden Schritte an und staunte hinauf zu dem Gebäude, welches für die Ewigkeit gebaut zu sein schien. Aber der wilde Lärm, das tolle Rasen der bezechten Knappen, welches ihm aus den untern Gemächern entgegenschallte, trieb ihn von dannen. Er eilte immer weiter hinauf in der Oberstadt, dem Hagen zu, und fand

sich da, wo die Häuser des gefangenen Tüchtigerode und des Bürgermeisters von Furra standen. Vor dem Hause des Letztern lag auf den Knien eine Gestalt, welche er in der Dunkelheit der Nacht nicht erkennen konnte. Er trat näher; die Gestalt richtete sich auf, und beide Nachtwandler trafen zusammen.

„Ihr hier?“ fragte Benno; „ich dachte Euch wieder auf dem friedlichen Kämmerchen in den Armen des Schlafes.“

„Auf dem friedlichen Kämmerchen,“ erwiderte die Angeredete, „ach wäre es doch ein friedliches! Ich würde dann nicht so spät in der Nacht herumwandern, sondern würde schlafen zu der Zeit, die von dem Weltenschöpfer zum Schlafe bestimmt ist. Ich Unglückliche habe nicht Ruhe und nicht Raft; nicht bei Tage, nicht bei Nacht; mich schmerzt noch beständig der Stich der schwarzen Tarantel, und dem wahnsinnigen Tanze wird nur der Tod ein Ende machen.“

„Hu, so spricht doch nicht immer so furchtbar. Seit länger als einer Stunde laufe ich nun schon herum, damit ich Euern Traum vergesse, aber mein Wunsch wird nicht erfüllt. Darum bitte ich Euch, führt nicht mehr der finstern, grausigen Reden, damit Ihr mir die Heiterkeit meiner Seele nicht noch mehr verbannt.“

„Und ich spreche so gern diese trüben Empfindungen aus, um mir Erleichterung zu verschaffen! Aber da Ihr mich nicht gern anhört, so will ich schweigen. Schlaft wohl.“

Sie entfernte sich, aber Benno bot sich ihr zum Begleiter an. Wie leicht hätte der Unglücklichen ein Unfall zustoßen können! Daher wollte er sie nicht eher verlassen, bis er sie vor die Thüre ihrer Wohnung gebracht habe. Kam er doch selbst dann noch einmal in die Nähe Derjenigen, die ihm so lieb war, wenn er auch nicht hoffen durfte, sie in dieser späten Stunde noch einmal zu sehen. Schweigend schritten sie neben einander die

stillen Straßen hinab. Da wurden sie in der Nähe des Rathhauses verdächtige Personen gewahr und hielten ihre Schritte an.

Doch schon waren auch sie bemerkt worden. Einige der dunkeln Gestalten hatten sich ihnen unbefangen genähert und umringten sie jetzt plötzlich, um sie dann zu einem Ritter zu führen, welcher an der Ecke eines Hauses lehnte.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Ritter.

„Wer hat das Recht, mich nach meinem Namen zu fragen?“ entgegnete Benno.

Ritter. Ich verlange Antwort.

Benno. Mit welchem Rechte?

Ritter. Eigentlich könnten wir die Leute laufen lassen. Er scheint doch nur ein Backfisch zu sein, der eine lieberliche Dirne heimführt, nachdem er derselben überdrüssig ist.

Benno erbehte vor Wuth bei diesen Worten. Ihm so etwas zu sagen! Und die unglückliche Walperga, auch sie mußte sich so

beschimpfen lassen! Benno war im ritterlichen Handwerk nicht unerfahren. Er kämpfte oft und hatte es zu großer Fertigkeit gebracht, da Stärke und Gewandtheit bei seinen Uebungen ihn unterstützten. Den Schimpf aber, der Walperga'n zugesügt war, mußte er rächen. Er sah, daß einer der Knappen nachlässig neben ihm stehe, ohne auf seiner Hut zu sein. Mit sicherer Hand griff er nach dem Schwerte desselben und entriß es ihm.

„Das thut der Backfisch,“ rief er dann, und drang auf den Ritter ein, auf dessen Helm nun Hieb auf Hieb fiel.

Natürlich war der Kampf sehr ungleich. Der Ritter war bepanzert, der Rathsschreiber dagegen hatte nur die Kleidung an, in der er täglich in den Sitzungen erschien. Nur ein Hieb des Ritters konnte ihn treffen, und er war verloren. Doch der Ritter kam auch nicht so weit, daß er sich hätte wehren können. Benno's Hiebe flogen so dicht um sei-

nen Kopf, daß dieser sein Schwert nur dazu anwenden konnte, sich vor dem rasenden Feinde zu wehren. Den übrigen Rittern schien jedoch die Störung nicht gelegen zu kommen. Sie befürchteten, das Waffengeklirr möge die schlafenden Bürger aufwecken, und so ihren Plan vereiteln. Sie ergriffen daher die Arme des Rathsschreibers von hinten und zogen den sich auch jetzt noch kräftig und nachdrücklich Behrenden zurück. Er wurde dann gebunden und geknebelt, welches Loos auch Walperga'n widerfuhr, und Beide blieben unter der Aufsicht eines Knappen in der Nähe des Kampfplatzes liegen, während die Ritter ihre Geschäfte fortsetzten. Benno sah, wie die Wache am Rautenthore gleichfalls überfallen und geknebelt wurde; wie zwei Ritter dann auf den Thurm eilten, der sich über dem Thore erhob, wahrscheinlich um auch hier Denen zuvorzukommen, die etwa hätten Lärm machen, und so das nächtliche Vorhaben vereiteln können. Bald kamen sie

wieder herab, öffneten die Thore und zogen das Fallgatter auf.

Nachdem auch die Zugbrücke niedergelassen war, wurden die längs der Stadtmauer stehenden Pferde zum Thore hinausgeführt und blieben hier unter der Obhut einiger Knappen, während die Ritter nach dem nahen Rathhause zurückgingen. Hier hatten schon Andere das beabsichtigte Unternehmen eingeleitet. Die Rathhauswächter hatten nämlich die nahenden Ritter wohl gesehen, aber nicht vermuthet, daß sie feindlich gesinnt wären. Sie waren am gestrigen Abende nach der Kaiserburg geritten, hatten dort die Nacht zugebracht, kehrten von da wieder zurück — volle Gewähr, daß sie friedlich gesinnt seien. Auch der Kampf, den sie gesehen hatten, war ihnen nicht befremdend vorgekommen, denn solche Scenen waren nicht selten, und schienen gleichsam eng verbunden mit dem ritterlichen Gewerbe zu sein. Als nun ein Ritter an der
Rath-

Rathhausthüre pochte und Einlaß beehrte, da schüttelten die Wächter zwar die Köpfe, aber öffneten dennoch, weil es ihnen nicht möglich war, eine bössliche Absicht dabei zu vermuthen.

Als nun die Thür geöffnet war, drängte sich auch noch ein zweiter, ein dritter und ein vierter Ritter herein, der vielen Knappen gar nicht zu gedenken, die plötzlich die weite Vorhalle überschwemmten. Die Wächter stemmten nun zwar ihre Hellebarben und Spieße vor, wiesen die Eingedrungenen zurück, und entschuldigten sich mit den Befehlen eines hochedlen Raths — aber es war zu spät. Sie sahen sich umringt und entwaffnet. Gefesselt und geknebelt wurden sie dann in ihre Wächterstube zurückgeführt, während sich die Ritter einiger Leuchten und aller Schlüssel bemächtigten. Der Gefangenwärter ward gezwungen, das Gefängniß des Herrn von Lüticherode zu zeigen und es zu öffnen.

Der alte Mann lag eben in tiefem Schlummer, als das Rathhaus eingenommen wurde. Erst hatte er sich nicht überwinden können, sich auf das Stroh niederzulegen, welches ihm als Lager angewiesen war. Ueberdies floh ihn der Schlaf, da es zu peinigend und zu betrübend für ihn war, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen. Er war fest überzeugt, daß nur die Feindschaft Hermanns von Furra die Beschuldigung ausgedacht habe, um ihn zu stürzen oder wenigstens zu kränken. Thränen waren ihm in die Augen getreten, als die Stadtknechte, welche sonst nur in weiter Entfernung von ihm zu stehen gewagt hatten, als diese nun übermüthig ihn behandelten, und den Räuberhauptmann nannten; aber er war gezwungen, das Alles zu ertragen, es mit ruhigem Gemüthe aufzunehmen. Das Gefängniß war zwar schrecklich, aber dennoch das beste, und es that ihm wieder sehr wohl, als er hierin erkannte, daß man auf seinen Stand und

seine Umstände noch einige Rücksicht genommen habe. Den Herabsturz drohend hing freilich mancher Stein in der gewölbten Decke über seinem Haupte, da das von Heinrich dem Vogelsteller an unpassender Lage aufgeführte Gebäude schon sehr baufällig war, wie es denn auch wenige Jahre nach dieser Begebenheit abgerissen werden mußte; aber doch war der Boden nicht mit Wasser und Schlamm bedeckt, wie in den andern Verliesen der Fall war. Auch das hingeworfene Stroh war frisch und rein, und endlich vermochte daher die Ermattung den Greis, sich niederzulegen. „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen,“ sagt ein Sprüchwort, welches sich auch an Tütcherode bewährte. Er sank in festen Schlaf, jedoch um bald wieder aufgeweckt zu werden.

Die Tritte geharnischter Männer weckten ihn auf. Was machten Geharnischte auf dem Rathhause? Was suchten sie hier in den unterirdischen Gängen? So häufte sich

denn Räthsel auf Räthsel, daß er endlich wähnte nur zu träumen, und alle Vorgänge, die er in der letzten Zeit erlebt hatte, seien nur ein Traum gewesen. Doch die Riegel von der Kerkerthüre wurden weggenommen, die Enarrenden Schlösser geöffnet, und blendendes Licht fiel in seine Augen, als auch die eisenbeschlagene Thür aufging.

Wolf von Sangerhausen kroch gebückt durch die niedrige Thür, um in das nur wenig höhere Verließ zu treten. Er beleuchtete mit dem Rienspane, den er in der Hand hielt, das Gesicht des Gefangenen, und Jornsrothe übergoss sein Gesicht. Er sprang rasch zurück, und rannte in der Hitze mit dem Kopfe gegen das niedrige Gewölbe, daß der wogende Helmbusch abbrach. Dann ergriff er den Führer bei der Kehle, und donnerte ihn mit der tiefsten Bassstimme an: „Was wagst Du, Schurke! Mein Schwert soll Dir zeigen, wie man mit mir umzuge-

hen hat, wenn Du nicht auf der Stelle uns zeigst, wo Herr von Tüticherode ist."

"Gott soll meiner armen Seele gnädig sein," stammelte der Gefangenwärter, "wenn ich von einem andern Tüticherode weiß, als dem, den ihr vor Euch seht."

Wolf ließ den Bitternden wieder frei, und blickte nochmals auf den Gefangenen. "Wer seid Ihr?" fragte er ihn dann. "Wohl zeigt mir Eure feine Kleidung, und der edle, ehrfurchtgebietende Ausdruck Eures Gesichtes, daß ihr nicht Einer von denen seid, die man wohl gewöhnlich hier einkertern mag; aber der, den wir suchen, seid Ihr doch nicht."

"Ich bin Helwig von Tüticherode," entgegnete der Gefangene.

"Hel-wig-von-Tü-ti-che-rode," entgegnete gedehnt Wolf von Sangerhausen, "Ihr wäret Konrads Vater?"

Helwig. "Der bin ich."

Wolf. "Unglücklicher Mann!"

Helwig. "Wen suchtet Ihr hier?"

Wolf. „Niemand anders, als eben Euren Sohn.“

Helwig. „Wenn ich Euch recht erkenne, so seid Ihr der langjährige Freund meines Sohnes, Wolf von Sangerhausen.“

Wolf. „Der bin ich, des unglücklichen Konrads treuester Freund.“

Helwig. „D dann sagt, habt Ihr Kunde von ihm?“

Wolf. „Wir suchen ihn eben, und wollten ihn retten, da wir ihn hier im Gefängnisse vermutheten. Ich befürchte jedoch, es ist hier ein Mißgriff vorgegangen, und Ihr seid für den Anführer der Feinde Nordhausens gehalten.“

Helwig. „Was? mein Konrad ist doch nicht so tief gesunken, daß er an der Spitze von Wegelagerern steht? Sagt mir, Ritter, sollte es möglich sein? Sollte auch dieser Kummer noch auf mein graues Haupt kommen, um mich vollends in die Grube zu drücken?“

Wolf. „Warum dieser Kummer? Seht Ihr und wißt Ihr nicht, daß viele von Adel, viele der angesehensten Ritter solch Gewerbe treiben, und darum doch geachtet werden? Sind wir nun gerade verabscheuungswürdig, weil wir nur in einsamen Hütten und versteckten Höhlen wohnen, und nicht von einer festen Burg herab die reichen Wanderer und Kaufleute anfallen?“

Helwig. „Edler Ritter Wolf, es wird Euch nicht unbekannt sein, daß die edlen Geschlechter, welche vom Kaiser Heinrich dem Finkler in die Städte versetzt sind, um auf Ordnung und Recht zu sehen, zugleich Grundsätze angenommen haben, verschieden von denen des Burgenadels. Darum verzeiht mir, wenn ich Euch verabscheue, und offen meine Grundsätze ausspreche.“

Wolf. „Aber bedenkt doch nur, daß wir nicht um schnöden Gewinnstes willen dies Gewerbe betreiben, sondern nur um uns an der verhassten Stadt Nordhausen,

wegen des Euerm Konrad zugefügten Unrechtes zu rächen. Nie plünderten wir einen Fremden.“

Helwig. „Und was konnten die armen Bürger dafür, daß Furra ungerecht gewesen war, und falschen Verläumdungen sein Ohr geliehen hatte?“

Wolf. „Ihr mögt wohl Recht haben, edler Herr, aber unser Unniuth kannte keine Gränzen. Als Konrad von Nordhausen verkannt war, und ohne Heimath, ohne Obdach herumirrte, kam er zuerst zu mir, dem Freunde und Gespielen seiner Kindheit. Wir verabredeten bald einen Plan mit einander, dem zufolge ich vorgab, in das gelobte Land ziehen zu wollen, und Kriegsknechte anwarb. Dann zogen wir aus vom Breitensteine, der Burg meiner Ahnen, aber wandten uns bald links durch die Wälder, nach Nordhausen zu. Die Knechte, welche wir angeworben, waren lauter tapfere und wilde Gesellen, die in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen, als

wir sie mit unsern Absichten bekannt machten. Zunächst zogen wir nach Furra, um den Stammsitz des Feindes zu verwüsten. In finsterner Nacht kamen wir an, ließen die Rosse zurück, und erstiegen die hohen Burgmauern. Aber jede Handbreit Erde mußten wir in hitzigem Kampfe den Bertheidigern abgewinnen und mit Blut erkaufen. Glücklicherweise wurde jedoch der Wall erstiegen, worauf sich unsere Feinde hinter die zweiten Mauern zurückzogen, und von den Thürmen herab mit Steinen, Balken und Pfeilen uns arg zusetzten. Doch der tapfersten Bertheidigung ungeachtet, wurden die Leitern angefetzt, und Konrad war der Erste auf der zweiten Mauer. Unsere Knechte, erbittert und gereizt durch die heftige Gegenwehr, mehleten ohne Erbarmen Alle nieder, die es noch wagten, sich uns entgegen zu setzen. Die festen Thore der Burg wichen jetzt auch den Balken, welche wir dagegen schleuderten, und bald darauf beleuchtete eine rothe Flamme

unsern Rückzug. Siegestrunken wären wir sogleich nach Nordhausen gezogen, um auch die Stadt zu erobern, wenn nicht der bedächtigere Konrad uns zurückgehalten hätte, auf die Uebermacht hinweisend. Doch zwei Jahre lang haben wir seitdem unsern Unmuth an den Feinden gefühlt. Aber was verändere ich jetzt die Zeit mit Plaudern? Kommt, Ritter, benutz die offenen Pforten, die Freiheit wieder zu erlangen.“

Helwig. „Damit ich meine Feinde nur in ihrem Verdachte durch meine Flucht bestätige? Geht, Ritter; ich wünsche Euch alles Glück, aber mich laßt hier im Gefängnisse.“

Wolf drang nicht weiter in ihn. Er erkannte den Adel seiner Gesinnungen, und empfahl sich ehrfurchtsvoll dem greisen Gefangenen.

Draußen war indeß seine Gegenwart nöthig geworden. Mehre der Stadtknechte, die damals in der, nach ihnen benannten Hü-

tersgasse wohnten, war das Treiben auf der Straße verdächtig vorgekommen, und auf Umwegen hatten sie sich zu dem Stadthauptmanne Andreas von Wechsungen und dem Bürgermeister begeben. Vereint und in aller Eile wurden die Kriegsknechte zusammengebracht, worauf der Hauptmann die Rautenstraße hinabzog.

Eben schienen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne über die Stadt, und vertrieben die Schatten der Nacht, als Wolf von dem Rathhause herabstieg. Die ausgestellten Wachen brachten die Kunde von dem Anrücken der Feinde, und schnell zog sich daher Wolf zurück durch das Rautenthor. Die Pferde wurden bestiegen, und in bester Ordnung ruhig die Stadtsoldaten erwartet. Andreas von Wechsungen kam zuerst angesprengt, und forderte Wolf auf, sich zu ergeben. Dieser warf ihm eine höhnende Antwort entgegen, und gab den Seinigen das Zeichen zum Angriffe. Wildes Kriegsgeschrei

und Schwerterklirren weckte jetzt die Bewohner der Neustadt, die ängstlich nach dem Kampfe blickten.

Wolf und Andreas rannten mit ihren Lanzen gegen einander, deren Splitter gegen die nahen Häuser flogen. Wolf war seinem Gegner, nachdem die Lanzen zerbrochen waren, ohne daß Einer im Sattel gewankt hätte, vorübergesprengt, riß dann schnell sein Pferd herum, und sprengte, das lange Schwert in der Hand, noch einmal gegen Andreas, doch diesmal unglücklich für den Stadthauptmann. Wolfs Schwert spaltete seinen Helm, daß die Klinge noch tief in den Kopf drang, und er blutend vom Pferde stürzte, um nie wieder aufzustehen. Das scheue Pferd, seines Reiters ledig, schnellte mit einem gewaltigen Satz mitten unter die Stadtsoldaten, und streckte mehre von ihnen nieder. Als zu gleicher Zeit die feindlichen Ritter und Knechte, mit ihren schon längst von Blut gerötheten Schwertern, in die

Reihe der Städter eindringen, und sie aus einander sprengten, wurde die Verwirrung unter ihnen allgemein. Viele flohen in die Oberstadt zurück, und mehre noch erbrachen die Thüren der benachbarten Häuser, um in ihnen Rettung zu suchen.

Raum eine halbe Stunde war während des Gefechtes vergangen, und schon der Sieg gewonnen. Wolf ritt freudetrunken zu den Rittern und drückte ihnen kräftig die Hände, dann belobte er die Knechte, und verhieß ihnen zum Lohne einen fröhlichen Tag. Er sah ein, daß er, wenn sich auch Konrad wirklich in der Stadt befinde, doch nichts mehr für ihn thun könnte, da seine verstellte Rolle nun ausgespielt war, und er nicht wieder zurück in die Stadt kehren durfte; deshalb ließ er das Zeichen zum Rückzuge geben, und setzte seinem Pferde die Sporen in die Seite.

Aber so schnell sollte er nicht davonkommen.

Das Gerücht von den Unruhen in der Stadt war bis in die Kaiserburg gedrungen, und Otto entwand sich den Armen des Rebweibes, bei dem er eben war, um sich an die Spitze seiner Ritter zu setzen. Der Stadthauptmann war zum Rautenthore hinausgezogen, und der Kaiser ritt daher zum Altenthore hinaus, um den Ruhestörern in den Rücken zu fallen. Eben hatte Wolf erst den Rückmarsch angetreten, als er die Kaiserlichen sich entgegen sprengen sah.

Mit einem Blicke hatte er die Gefahr übersehen, aber an Entfliehen war nicht mehr zu denken. Der Würfel war gefallen, und war auch nur ein Auge oben, so war doch das Spiel nun nicht mehr zu verbessern.

Ein hitziges Gefecht begann. Von beiden Seiten stürzten edle Rosse, fielen Ritter und Knechte; aber die Tapferkeit der Belagerer schien auch dießmal den Sieg davon zu tragen, und das um so leichter, da wegen der im Wege stehenden Häuser der Kaiser

seine Streitkräfte nicht entwickeln konnte. Da verschob sich unglücklicher Weise die Binde an Wolfs Arm. Die Wunde begann von Neuem zu bluten. Wolf wurde mit jedem Augenblicke kraftloser und sank aus dem Sattel. Mühsam schleppte er sich an die Thüre eines Hauses, um von den Rossen nicht zertreten zu werden. Doch sein Schmerz sollte noch vergrößert werden. Er sah wie die Seinigen immer mehr ermatteten und zurück gedrängt wurden, während die Lücken der Kaiserlichen immer wieder mit frischen Mannen ausgefüllt wurden; er mußte sehen, wie sich die Stadtsoldaten wieder sammelten, und unter Hermanns von Furra eigener Anführung den Seinigen in den Rücken fielen. Nun war an keine weitere Vertheidigung zu denken. Fast Alle waren verwundet und mußten sich ergeben. Vor Wolfs Augen wurde es schwarze Nacht. Schmerz und Blutverlust wirkten gleich stark auf ihn ein; er fiel in tiefe Ohnmacht.

In dem Kloster der Cistercienser saß Vater Johannes in seiner engen Zelle. Vor ihm aufgeschlagen lag ein griechischer Schriftsteller, den er selbst mit Mühe und Fleiß abgeschrieben hatte. Mit inniger Selbstzufriedenheit und vergnügt sah er auf das vollendete Werk, strich freudig über das feine Pergament, und ergözte sich an den wohlgelungenen, deutlichen und schönen Zügen. „Wie wird sich nicht Matthäus, den Gott noch lange an der Spitze unsers Klosters lassen möge, freuen, wenn er die saubere Abschrift seines Lieblingsschriftstellers sieht? Wie wird er sich nicht noch mehr freuen, wenn er zwischen den Linien meine eignen Anmerkungen liest!“

Er stand von dem hölzernen Sessel auf und ergriff ein Farbennäpfchen, um Mennig zu reiben und die Anfangsbuchstaben recht zierlich mit der rothen Farbe zu malen. Unangenehm war es ihm, als er Schritte auf dem nach seiner Zelle führenden Gange vernahm.

nahm. Der Besuch konnte nur ihm gelten, denn außer dem Büchersaale und seiner Zelle waren in diesem Flügel des Klosters keine Zimmer. Er setzte das Farbenäpfchen weg, schlug das vollendete Buch zu, und schritt nach der Thüre der Zelle.

Hier trat ihm Pater Eustachius entgegen, der im Kloster von Allen verachtete Mönch. Der Abt Matthäus war ein frommer und gelehrter Mann, der den Zweck der Klöster nie aus den Augen verlor. Er wollte seine Mönche zu Gelehrten und denkenden Männern bilden; bei ihm sollte die verfolgte Unschuld, der hilflose Schwache Schirm, Schutz und Zufluchtsort finden; das beängstigte Gewissen fand bei ihm Beruhigung; mit heldenmüthiger Entfagung und wohlthätiger Frömmigkeit ging er Allen voran. Auch Eustachius hatte er zu bessern gehofft, und ihn daher noch stets unbestraft gelassen, obgleich er schon die strengsten Züchtigungen verdient hätte, die der erfinderische Geist

frommer Schwärmer erdacht hatte. Er hatte ihn oft ermahnt, an das zeitliche und ewige Heil seiner Seele erinnert, doch immer vergebens. Eustachius blieb unheilig, und nur die graue Kutte zeigte ihn als Klosterbruder. Wein und Liebe nur waren ihm heilig, nicht beten und fasten; schwelgen und jubeln war seine Lust, nicht wachen und kasteien.

Dieser Pater Eustachius nun, den wir schon im Anfange unserer Erzählung, im Hause des Rathsherrn von Tütcherode, kennen lernten, kam jetzt auf die Zelle des frommen Johannes. Unwillig kehrte ihm dieser den Rücken, und blickte durch das Fenster in den schön bepflanzten Klostergarten.

„Wendet Euch nicht so unwillig von mir,“ sagte Eustachius, der an der Thüre stehen geblieben war, „ich komme, um mir Trost bei Euch zu holen.“

Diese Worte befremdeten den Pater Johannes. Erstaunt blickte er nach dem Ein-

getretenen. „Was wollt Ihr?“ fragte er, als traue er seinen Ohren nicht.

„Euch meine Sünden beichten und fragen, ob der allbarmherzige Himmel je mir verzeihen wird.“

Jetzt erst hatte Johannes den Vater Eustachius genauer in die Augen gefaßt. Wo waren die glühenden rothen Wangen geblieben? Wo die hervortretenden Augen, die den kaum ausgeschlafenen Rausch anzeigten? Wo der freche Blick? Nein der war ja ganz verändert und kaum wieder zu erkennen! Die Wangen waren blaß und eingefallen; die Augen lagen tief im Kopfe und waren allerdings roth, aber — das sah man deutlich — nicht von durchwachten Nächten, die beim Becher zugebracht waren, sondern von vergossenen Thränen. Das befremdete den guten Johannes. Seine Züge wurden freundlich, und er bot dem Klosterbruder seinen eignen Stuhl an, während er selbst sich auf einen Stoß Bücher setzte, die neben dem

Tische aufgeschichtet waren. „Ihr habt Euch sehr verändert, Eustachius,“ redete er ihn an, „möge unser Heiland und die gebenedeite Jungfrau geben, daß die Veränderung zum Besten Eures Seelenheils ausgefallen sei.“

„Frommer Johannes, wollt Ihr meine Beichte anhören? Ach ich bin ein verfluchter Sünder! Ich fühle es und bin zerknirscht von Reue.“

„Nicht so leidenschaftlich, lieber Eustachius; wolle ernstlich und vertraue auf den Herrn, der stark ist im Schwachen.“

„Ja, ja, ich will! will mich bessern; aber sagt, ehrwürdiger Johannes, wer kann das Geschehene ungeschehen machen?“

„Unser Gott ist ein langmüthiger Gott,“ entgegnete Johannes, der mit jedem Augenblicke mehr Theilnahme an dem Sünder nahm und freundlicher redete. „Wachet nur über Euch, flieht hinfort die Sünde, thut ernstlich Buße in Saß und Asche, tödtet das sünd-

haste Fleisch, und der Herr wird Euch vergeben, um unsers Heilandes willen.“

„Vergeben!“ seufzte Eustachius, während Thränen seinen Augen entströmten und er das bleiche Gesicht in der grauen Kutte verbarg; „kann er mir vergeben, dem schrecklichen Sünder, der die schönste Rose, die der Himmel je aufschießen ließ, einknickte? Kann er mir vergeben, der das Lebensglück zweier Familien mordete?“

Entsetzt sprang Johannes auf. Ein solches Geständniß hatte er nicht erwartet. Er glaubte einen ausschweifenden Wollüstling vor sich zu haben, wie sie in Klöstern und in der Welt so oft vorkamen — aber einen Bösewicht — nein, das hatte der fromme Johannes sich gar nicht vorstellen können. In eben den Mauern mit einem Menschen zu wohnen, der sich selbst anklagte, das Lebensglück zweier Familien gemordet zu haben, das hatte sein reiner Sinn nicht ge-

glaubt. Schweigend stand er da, und blickte mit umdüsterten Augen auf den Beichtenden.

„Ja glaubt es mir, ich bin ein Nichtswürdiger, und die Hölle selbst hat mich angeworben. Diese graue Kutte habe ich nur angezogen, um ungestörter und sicherer sündigen zu können. Ich war als ein lieberlicher Mensch bekannt, ehe ich zu Euch in das Kloster kam. Nur um meinen Gläubigern zu entgehen, wählte ich diesen Zufluchtsort, nicht aus Reue und um Buße zu thun, wie ich heuchelte. Ich log dem Abte vor, daß ich ernstlich willens sei, meine Begierden zu tödten, aber noch zu schwach sei, und wenn ich auch anscheinend mit Berknirschung den frommen Herrn anhörte, so lachte ich doch jedesmal über ihn, so oft ich auf mein Zimmer zurückkehrte.“

„Bösewicht!“ sagte Johannes mit zornentbrannter Stimme, „hebe Dich von mir, denn ich vermag nicht, länger Dich anzuhören.“

„Doch, doch, Ihr müßt! Ihr müßt das Schrecklichste noch hören, welches mich peinigt, müßt mir dann sagen, ob ich noch Gnade erwarten kann. Wollt Ihr nicht, seht diesen Dolch, er wird meinem elenden Leben ein Ende machen, denn seit gestern Abend bin ich in eine Verzweiflung verfallen, die an Wahnsinn gränzt.“

„So erzählt denn, Eustachius, ich will mich zwingen, Euch ruhig anzuhören, aber steckt die schreckliche Waffe bei.“

Eine lange Pause trat ein. Eustachius weinte heftig, daß der weichherzige Johannes den Kopf weit zum Fenster hinaus steckte, um ihn nicht zu hören. Erst nach langer Anstrengung hatte sich der Mönch wieder gefaßt, wischte die Zähren aus den Augen, trocknete die nassen Wangen ab und setzte sich aufrecht hin, um seine Erzählung zu beginnen. Als Johannes gewahrte, daß Eustachius wieder ruhig geworden, zog er seinen Kopf wieder in die Stube zurück, verschloß

das Fenster und setzte sich auf die Bücher, bereit, die Bekenntnisse des Sünders anzuhören.

Der Mönch begann jetzt seine Bekenntnisse, und wir werden versuchen, sie wiederzugeben.

„Der Stadthauptmann von Nordhausen, Andreas von Wechsungen, der heute Morgen in ritterlichem Kampfe blieb, hatte einen einzigen Sohn, der gleichfalls Andreas in der heiligen Taufe genannt war. Der einzige Wunsch des Vaters war es, den Knaben blühend und kräftig heranwachsen zu sehen, damit er einst gleichfalls Stadthauptmann werden könne. Der Knabe versprach auch sehr viel, nahm zu an Geist und Körper, daß Keiner der Gespielen ihm gleichkam. Desß freute sich der gute Vater innig, aber aus zu großer Liebe ließ er dem Sohne zu viel Freiheit. Daher kam es, daß die Jungendkraft desselben auf Irrwege gerieth. Er neckte und hänselte die alten Leute, welche

er auf der Straße antraf, warf die Bauern, welche in die Stadt kamen, mit Roth und Steinen, und riß mancher ehrbaren Matrone den Schleier ab. Darüber kam manche Klage an den Vater, der den Sohn allerdings deßhalb tadelte, aber zu weich war, um ihn zu bestrafen.“

„Aus dem Knaben wurde ein Jüngling. War der Knabe böse gewesen, so wurde der Jüngling es in einem höhern Grade. Zwar unterließ er viele seiner Unarten, aber dafür beging er Ausschweifungen anderer Art. Keiner von seinem Alter konnte so viel Bier trinken, wie er; Keiner so schnell den größten Humpen voll Wein hinabstürzen; Keiner wußte so gut, wo die liederlichsten Dirnen der Stadt wohnten, von denen wohl keine war, mit der er nicht näher bekannt geworden wäre.“

Johannes rückte ungeduldig auf seinen Büchern hin und her, blätterte in dem neu abgeschriebenen, und schlug seinen Blick zu

Boden nieder, um die Seelenangst zu verbergen, die bei diesem Gemälde sich seiner bemächtigte. Doch Eustachius fuhr fort:

„So erreichte der Jüngling das zwanzigste Jahr. Der Vater erkannte die Früchte, die seine zu große Milde getragen hatte, aber das Reiß war nicht gebogen, und der Baum ließ sich nicht mehr biegen. Der junge Andreas fuhr fort, ein Wüßling zu sein, und war fast Greis, als er sein dreißigstes Jahr erreicht hatte. Da ging plötzlich eine Sonne an dem Himmel seines Lebens auf, welche Licht auf seinem Pfade verbreitet haben würde, wenn nicht sein früheres Leben einen zu großen Schatten auf ihn geworfen hätte.“

„Er ging eines Tages seinen liederlichen Gängen nach, als ihm Walperga begegnete, die Tochter des Rathsmeisters*) Hermann

*) Der Verf. hat immer das Wort Bürgermeister gebraucht, um seinen Lesern nicht undeutlich zu werden, obschon wider die Gewohnheit der damaligen Zeit.

von Furra. Die Schönheit des Mädchens durchzuckte plötzlich wie ein glühender Pfeil sein Herz. Ihr Bild stand Tag und Nacht vor seinen Augen, und er fragte sich selbst: „Sollte das etwa Liebe sein?“ Früher hatte er dieses Gefühl nie gekannt, denn die Wollust hatte es stets von seinem Herzen fern gehalten.“

„Er mußte das holde Wesen kennen lernen. Schon seit zwei Wochen hatte er die Gesellschaften der Bechbrüder und liederlicher Dirnen nicht mehr besucht, denn sie war jetzt sein einziger Gedanke. Nur in der Erinnerung an sie lebte er noch. Endlich wagte er es, in das Haus ihrer Eltern zu gehen; wagte es, mit ihr, der Unvergleichlichen, zu sprechen; wagte es, ihr seine feurige Liebe zu bekennen.“

„Doch Walperga wies ihn entschieden und für immer zurück. Sie kannte seinen frühern Lebenswandel, und die Keine wollte keine Gemeinschaft mit dem Unreinen. Er

wagte noch ein anderes Mittel. Er kannte die Gewalt, welche der Rathsherr über seine Tochter hatte, kannte die innige Liebe dieser zum Vater. Dem Vater also machte er seine Liebe bekannt, doch empfing von ihm schändere Antwort, als er von der Tochter empfangen hatte. Ohne Rücksicht warf ihm dieser seinen schlechten Lebenswandel vor, und sagte ihm: er sei nicht gesonnen, seine Tochter dem ausschweifendsten Wüstlinge der Stadt zu geben.“

„Andreas schwur es sich zu, an Beiden schreckliche Rache zu nehmen. Er eilte in eins jener Häuser, in welchem er so oft seine Lusternheit befriedigt hatte, und theilte dem Besitzer desselben, einem verschmitzten Italiener, seinen Unmuth mit. Thaddeo, so hieß der Italiener, besann sich einen Augenblick, und schon hatte er einen Teufelsplan ausgebrütet, den Andreas nur zu schnell befolgte.“

„Er ging in das graue Kloster zu dem

Abte der Cistercienser. Diesem log er vor, wie er von der Reue über sein verflossenes Leben gepeinigt werde, wie er gesonnen sei, hinfort ein besserer Mensch zu werden, und deshalb bitte, daß ihm ein Zufluchtsort in dem Kloster gewährt werde. Der Abt, erfreuet über die Gelegenheit, einen Menschen aus den Klauen des Teufels retten zu können, nahm ihn mit Freuden auf. Und so stark war das Verlangen nach Rache bei Andreas, in dem langen Jahre des Noviziats heuchelte er Frömmigkeit und reuige Besserknirschtigkeit. Der Abt fand kein Bedenken ihn als Mönch aufzunehmen, und der neue Klosterbruder erhielt den Namen Eustachius.“

„Der neue Eustachius ging in die Stadt und fand, daß ihn Niemand mehr erkenne; erfuhr, daß man ihn allgemein für todt halte. Es gelang ihm, sich in dem Hause des Rathsmeisters von Furra einzuschmeicheln, ja sogar der Beichtvater des Alten und der Tochter zu werden. So erfuhr er, daß Wal-

perga die Verlobte Konrads von Tüticherode sei, aber der Rathmeister nur selten zugäbe, daß die Verlobten sich sprächen, weshalb sie Abends heimlich zusammenkämen. Nun mußte Thaddeo mit in das Spiel gezogen werden. Er wußte sich mit ihm bekannt zu machen, und gab ihm den Rath, um sicherer vor Entdeckung sein zu können, Abends als Mönch zu ihr zu gehen. Ich gab eine graue Kutte her, und da Wuchs und Gestalt bei mir und Konrad gleich war, so gelang die Täuschung vollkommen. Aber eines Abends ging der wahre Mönch zum Bräutchen, während Konrad von Thaddeo zurückgehalten wurde. Das Betragen des wahren Mönchs mochte wohl anders sein, aber die Dunkelheit und die meisterhaft verstellte Sprache verhüteten die Entdeckung. Als nun der Mönch die Rose knicken wollte, damit sie jammernd verwelke, sträubte sich das keusche Mädchen stark, aber vergebens. Rufen und nach Hülfe schreien durfte sie nicht, denn

alsdann hätte sie sich und den Geliebten ver-
rathen.“

„Der Greuel war geschehen, als Konrad hereinkam, den Thaddeo nicht länger hatte zurückhalten können. Er erblickte mich, sah an der Bestürzung der Braut, die nun erst ihren Irrthum erkannte, was geschehen sei, und packte mich bei der Kehle. Er würde mich erwürgt haben, wenn ich nicht geschwind einen Dolch, mit dem ich bewaffnet war, hervorgezogen und ihm in die Brust gerannt hätte. Dann lief ich schnell zum Rathsmeister, erzählte ihm, daß ich zu seiner Tochter gegangen, um mit ihr zu beten, aber einen Mönch in verbrecherischer Umarmung mit ihr gefunden habe. Dann habe ich den Mönch zur Rede setzen wollen, doch dieser sei mit einem blanken Stahl auf mich zugesprungen, welches ich, um mich selbst zu retten, geschickt nach seiner eignen Brust gelenkt habe. Der Rathsmeister rief seine Knechte zusammen, und eilte nach seiner Tochter Zimmer,

wo er den vermeintlichen Mönch in seinem Blute schwimmen sah, und in ihm Konrad von Tüticherode erkannte, den er sogleich vor das Haus tragen, und auf der Straße niederwerfen ließ, während er seine Tochter aus dem Hause verbannte. Vergebens behauptete diese ihre Unschuld, nur mir wurde geglaubt.“

„Konrad lag lange im Hause seines Vaters danieder, und lange zweifelte man an seiner Rettung. Endlich siegte die Jugendkraft des Jünglings, und er stand von dem Schmerzenslager auf, aber nur um noch unglücklicher zu werden, denn er erfuhr, daß Walperge mit einem Töchterchen niederkommen sei. Zugleich wurde er vor das Gericht geladen, um seines Verbrechens wegen zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zu rechter Zeit entfloh er jedoch. Ich lebte indeß seit jener Zeit ohne Gewissensbisse, bis ich am gestrigen Abende Konrads Bildniß in der Stube seines Vaters sah. Er war als
Knabe

Knabe dargestellt, und auf seiner Brust ein blutiges Herz. Ich fuhr erschreckt zusammen, und vermochte in der verwichenen Nacht nicht, meine Augen zu schließen. Als ich nun vor einigen Stunden auch die Kunde von meines Vaters Tode erhielt, da konnte ich es nicht länger aushalten. Alle Schrecknisse eines bösen Gewissens kamen über mich, und verzweifelnd rannte ich meinen Kopf gegen die Wand meiner Zelle. Ich dachte Beruhigung darin zu finden, wenn ich Euch, frommer Mann, meine Schandthaten entdeckte, und eilte daher zu Euch. — Sagt mir nun, kann der Allbarmherzige einem solchen Bösewicht vergeben?"

„Nein!“ hätte Johannes antworten mögen, aber der mitleidige Mann wagte es nicht, seinen Mitmenschen so niederzubeugen und der Verzweiflung Preis zu geben. Er wollte lieber trösten, aber auch das konnte er nicht. Er hielt sich beide Hände vor das Gesicht, und lehnte sich in die Fensterwöl-

bung, als sei er selbst das Ungeheuer, welches solche Verbrechen begangen. Endlich sammelte er seine Gedanken wieder, und ermahnte den Sünder zu aufrichtiger Buße, indem er ihm die Hoffnung machte, dadurch vielleicht des Himmels Rache beschwören zu können.

Eustachius verließ ihn, um in seine einsame Zelle zurückzukehren, und dort zu beten und sich zu fasten. Als aber die Glocke in das Speisezimmer gerufen hatte, vermistete Johannes hier den Neuen. Er erschraf heftig, denn schon vermuthete er, daß jener durch einen Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht habe. Schnell verließ er den Speisesaal, daß die Klosterbrüder verwundert hinter ihm her sahen, und eilte auf Eustachius Zelle.

Hier stellte sich ihm wieder ein schrecklicher Anblick dar. Der Mönch lag auf seinem harten Lager, heftige Zuckungen durchbebten seinen Körper, und dicker Schaum

stand vor seinem Munde, während die starren Augen furchtbar in ihren Höhlen umherrollten. Er entriß ihm schnell den Dolch, welchen er unter der Kutte hervorblicken sah, und rief dann dienende Brüder herbei, um den Kranken zu pflegen.

Mit siegestrunkenem Blicke war Hermann von Furra, nach dem beendigten Gefechte in der Neustadt, an der Spitze der Stadtsoldaten durch das Rautenthor zurückgekehrt. In der Mitte der Stadtsoldaten gingen die gefangenen Feinde, denen die Waffen abgenommen waren.

„Seht dort die Gefnebelten,“ erinnerte Einer der Helden des Tages, als sie vor dem Rathhause vorbeigekommen waren, und man seitwärts von der Straße einen Mann und eine Frau liegen sah, denen der Mund verstopft und Arme und Beine zusammengebunden waren.

„Gewiß thaten das die rebellischen Schurken, um sich lästige Beobachter vom Halse zu schaffen,“ erinnerte ein Anderer.

Der Bürgermeister gab sogleich Befehl, die Gefesselten zu befreien, und ritt selbst zu ihnen hin, während sich einige Knechte beeilten, den erhaltenen Befehl zu vollziehen.

„Ei, ei, seid Ihr's, Benno?“ fragte der Bürgermeister den Gefesselten, als er ihn erkannt hatte, „wie kamt Ihr zu der Ehre?“

„Ich wollte diese hier zu Hause geleiten, als ich in die Hände der Feinde fiel.“

„Diese hier?“ wiederholte der Bürgermeister, „wer ist das Weibsbild?“ Aber in dem Augenblicke wendete Walperga ihr Gesicht, und blickte wehmüthig und flehend auf den Vater. Doch diesen durchbebte jäher Zorn, als er die Tochter sah; er verbot dem Stadtschreiber, sich wieder auf dem Rathhause sehen zu lassen, und drückte krampfhaft seinem Rosse die Sporen in die Wei-

chen, daß das edle Thier mit gewaltigen Sähen davon sprengte.

Benno sah traurig dem Galoppirenden nach, und Walperga konnte kaum die Thränen zurückhalten. Sie richteten sich auf, um ihrer Wohnung zuzuwanken. Der Weg führte sie über die Kampfstätte, die von Blut getränkt und mit Leichen bedeckt war. Walperga eilte der Thür ihrer Wohnung zu, weil der Anblick des Todes ihr Herz mit Entsetzen erfüllte, aber auch hier lag ein Todter. Sie stuzte, denn es war ihr, als müsse sie die riesige Gestalt schon öfter gesehen haben. Mit zitternden Händen öffnete sie das Visir, und bebte dann erschrocken zurück. „Auch Du unter den Todten,“ sagte sie dann mit wehmuthsvoller Stimme, „Du, meines Konrad wärmster Freund. So ist denn von der Vorsehung bestimmt, daß Alle fallen, welche ihm lieb waren!“

Auch Benno hatte den Ritter Wolf von Sangerhausen erkannt, und legte seine Hand

auf des Gefallenen Herz. „Noch lebt er,“ rief er dann freudig aus, „und ich will versuchen, ihn zu retten.“

Er pochte an die festverriegelte Haus-
thür, und drinnen fragte mit banger Stimme
Sannchen, wer da sei. Kaum hatten die
Ankömmlinge ihre Namen gesagt, als auch
rasch die Thür aufflog, um den Geliebten
hereinzulassen. Doch der konnte jetzt nicht
in des herzigen Sannchens Arme fliegen, sie
an sein Herz drücken und küssen, sondern
mußte erst den Dhnmächtigen auf ein schnell
bereitetes Lager schaffen. Schnell und ge-
wandt nahm er ihm die Rüstung ab, rei-
nigte mit lauem Wasser die Wunden von
Blut, und verband sie sorgfältig. Dann be-
nezte er mit geistigen Tropfen die Schläfe
des Ritters, und träufelte stärkenden Bal-
sam in seinen Mund. Nach einer fast stun-
denlangen Bemühung öffnete der Schwer-
verwundete die Augen. Er blickte in dem
Zimmer umher, als forsche er zu erfahren,

wo er sei. Seiner Frage zuvorkommend versicherte ihn Benno, daß er sich unter guten Leuten befinde, indem er ihm zugleich verbot zu sprechen, da jede Anstrengung jetzt für ihn tödtlich sein könnte.

Jetzt erst hatte Benno Zeit sein Sannchen zu umarmen, und einen langen, heißen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Aber zugleich mußte er ihr sagen, daß nun die Hoffnung auf baldige Anstellung nicht allein vorüber, sondern daß er sogar brodlos geworden sei, da der Herr von Furra ihm verboten habe, wieder auf das Rathhaus zu kommen.

„Aber, du lieber Himmel! was soll denn aus Euch werden?“ fragte besorgt die Mutter, „ein Handwerk versteht Ihr nicht, und so, wie Ihr jetzt seid, ohne Anstellung, könnt Ihr mein Sannchen nicht ehelichen.“

„Laß es gut sein, liebe Mutter,“ sagte begütigend das sanfte Bräutchen, „der Him-

mel wird uns nicht verlassen, und schon Hilfe in der Noth schicken.“

Auch Walperga war fortgeeilt, als der Ritter Wolf die Augen wieder aufgeschlagen hatte. Sie hatte ihr Kind sehen wollen, das ihr so lieb war, obgleich es einen Schurken zum Vater hatte. War es doch das Einzige, was ihr auf der Welt geblieben war! Aber vergeblich hatte sie oben gesucht. Die Thür hatte sie mit Gewalt erbrochen gefunden, und das Kind war geraubt. Mit verstörtem Blicke kam sie in die Stube gestürzt. „Mein Kind! mein Kind! es ist fort,“ rief sie aus, und warf sich nieder auf die Knie. Sie faltete die Hände zum Gebet, und richtete die starren Augen gen Himmel, aber sie fand keine Worte, keine Gedanken. Auch die schmerzlindernden Thränen waren ihr versagt.

Als sie die Worte ausgerufen, welche wir erwähnten, hatte sich auf der Straße unter den Todten eine finstere Gestalt erhoben. Es

war der Wahnsinnige. „Rief sie nicht ihr Kind?“ fragte er mit kreisender Stimme, „hoho, das hat der Teufel geholt und den Hexen gegeben!“

„Ungeheuer!“ rief Benno mit Abscheu aus, ergriff des Ritters Schwert, und eilte aus dem Hause.

Sannchen ahnte Schreckliches. Sie sprang hinter dem Geliebten her, um ihn aufzuhalten, aber kam zu spät, denn schon lag der Wahnsinnige mit gespaltenem Haupte da unter den übrigen Todten, zu denen er sich begeben zu haben schien, als hätte es ihn gehnet, daß auch er bald eines blutigen Todes sterben werde.

Verblüfft stand jetzt Benno da. Er sah den Fehler ein, den er begangen, denn nun war es fast unmöglich, des Kindes Aufenthalt zu erfahren. „Ich muß fort und das Kind suchen, hier ist doch meines Bleibens nicht,“ sagte er zu Sannchen, umarmte sie

noch einmal, und fort lief er, daß er bald den Augen der nachsehenden Geliebten entschwand.

Der Franke Konrad lag bewegungslos schon seit drei Stunden auf seinem Lager, und schien in einen tiefen Schlaf verfallen zu sein. Beatrix blickte aus dem Fenster über die schöne Gegend und die Unterstadt von Nordhausen, die vor ihren Füßen ausgebreitet lagen, und trübe Bilder schienen vor den Augen ihrer Seele vorüberzuziehen. Sie dachte an die rosigen Jahre der Kindheit, und konnte sich nicht vorstellen, daß ihre spätern Jahre gleich froh dahin schwinden würden. Allerdings waren auch ihre frühern Jahre durch den Tod des Vaters getrübt worden, aber das leichte Kindesgemüth hatte ihn bald vergessen. Desto schmerzlicher empfand sie es jetzt, allein in der Welt zu stehen, nicht unterm Schirme des Va-

ters zu sein bei dem Gatten, der ihres Hauses Todfeind gewesen war. Sie dachte sich ihre Heirath als ein Werk fein berechneter Staatskunst, nicht der Liebe, und schauderte, ein Opfer der Politik zu sein. Ihre Gedanken wurden mit jedem Augenblicke trübsamer. Sie wollte sich ihnen entreißen, aber konnte nicht, und wünschte daher ihre mütterliche Freundin herbei.

Wie gerufen kam auch jetzt die Frau von Ortelsbach. Schon hatte sie sich in ihre besten Kleider geworfen, und blickte von Gold und Edelsteinen, als ob sie selbst die Braut sei. „Und Ihr sitzt noch immer im Hauskleide?“ fragte sie Beatrix, welche den finstern Blick von ihrem Prachtgewande abwendete.

„Wie mögt Ihr doch so unwirsch sein, meine Beatrix?“ fuhr Frau von Ortelsbach fort, „und zwar gerade heute, da Euer Herr und Kaiser Euch an seine Seite zu heben gedenkt.“

„Warum auch schon heute?“ fragte Beatrix entgegen; „als ich gestern kam, dachte noch Niemand daran, mir kaiserliche Ehre zu erweisen, und mein künftiger Gemahl saß beim Humpen und Brettspiele, während ich dicht vor Nordhausens Thoren mit tausend Gefahren zu kämpfen hatte. Ich kam in der Burg an, und wurde mit klingendem Spiele empfangen, aber der Kaiser mit seinen Rittern ging, ohne ein Wort mit mir gesprochen zu haben, nach dem Rittersaale zurück; mich ließ man mit Euch allein auf dem einsamen Zimmer. Auch nicht Einer kam zu mir, sondern man handelte ganz so, als wäre ich noch fern von hier auf dem Braunschweiger Schlosse.“

Als Beatrix ausgesprochen hatte, trat eine junge Dame herein, die sich die Kaiserbraut entsann, schon auf dem Reichstage in Frankfurt im Gefolge des Kaisers gesehen zu haben. Es war Kunigunde von Schenkendorf, eine wollüstige Kokette, die den

schwachen und ausschweifenden Kaiser völlig in ihren Netzen hatte und gefesselt hielt. Konnte sie es auch nicht verhindern, daß sich nicht auch andern leichtsinnigen und leichtfertigen Dirnen die kaiserliche Gunst zuwendete, so hatte sie doch stets einen Vorrang zu behaupten gewußt, und war sogar auf die Regierung nicht ohne Einfluß gewesen. Bittern Groll erregte es jetzt bei ihr, daß sie durch Beatrix aus ihrer Stellung vertrieben werden sollte. Mit allen Künsten, die Buhldirnen und Koketten eigen sind, hatte sie schon den Kaiser gegen die Braut eingenommen, und ihr einziges Streben war es nun noch, diese ganz zu verdrängen. Vielleicht — ein stolzes Lächeln verbreitete sich bei dem schmeichelhaften Gedanken über ihr Gesicht — vielleicht konnte sie dann gar vor der Welt einmal die Stelle dieser verhassten Beatrix einnehmen. Aber so lange diese lebte, war es ihr unmöglich, das sah sie ein, da sie wußte, wie sehr der

Kaiser in manchen Fällen auf das gegebene Wort halte, um vor der Welt wenigstens scheinbar seine Kaiser- und Ritterehre zu bewahren.

Diese Kunigunde von Schenkendorf war es, die jetzt in das Gemach der Braut trat, wobei sie eine stolze Haltung annahm und ein vornehmes Lächeln über ihre Züge gleiten ließ, als sei sie selbst die Kaiserbraut und die ihr gegenüberstehende nur die Buhldirne.

„Euer Herr läßt Euch gebieten, Euch zu der Vermählung vorzubereiten, da sie noch heute Morgen sein soll,“ sagte die Eingetretene zu Beatrix.

Konrad war eben aus seinem Schlafe erwacht, und blickte scheu und verwundert auf die Frauen. „Befindet Ihr Euch wieder besser, mein braver Retter?“ fragte ihn Beatrix.

„Vollkommen,“ erwiderte der Gefragte, „ich sage Euch meinen herzlichsten Dank für

Eure liebevolle Pflege, und wünsche Euch, wer Ihr auch sein mögt, schöne Dame, daß es Euch stets wohl gehen möge, und der Himmel Euere Liebe reichlich vergelten möge."

"Ich schulde Euch viel," entgegnete Beatrix und reichte ihm die Hand, „und das, was ich that, war nur Pflicht. Wäre es doch meine Schuldigkeit gewesen, Euch zu pflegen, auch wenn ich keine Verbindlichkeit gegen Euch gehabt hätte, wie viel mehr nicht jetzt, da Ihr mich und meine mütterliche Freundin dem Tode entrißt."

Konrad drückte feurige Küsse auf die dargebotene Hand.

"Ich gehe," sagte Kunigunde höhnisch, „denn bei solchen Szenen sind Zeugen lästig."

Beatrix sah zu der Buhlerin auf, und wußte vor Bestürzung keine Worte zu finden; doch Frau von Ortelsbach übernahm

es, für sie zu antworten. „Was fällt Euch ein, Fräulein Kunigunde, solche Reden hier zu führen? Denkt Ihr Fräulein Beatrix kenne weibliche Tugend nicht besser als Ihr? Ich, ich selbst war die Erzieherin der holden Braut, und hielt sie immer zu allem Guten an, und die Jungfrau machte mir stets Ehre, wird mir stets Ehre machen.“

Konrad wollte auffspringen und sich entfernen, um es zu verhüten, daß fernere unangenehme Ausstritte durch ihn herbeigeführt würden, und zugleich auch, um die günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Aber Beatrix bat ihn, noch zu verweilen, bis er gänzlich hergestellt sei, zugleich mußte er ihr versprechen, wiewohl er zähneknirschend das that, daß er bei dem Vermählungsschmauße zugegen sein wolle, damit sie ihren Retter allen Gästen vorstellen könne.

Kunigunde entfernte sich, um die Pläne zu schmieden, mit denen sie das Verderben
des

des Fräuleins herbeiführen wollte. Sie ging in den Saal, in welchem die übrigen Buhldirnen des Kaisers schon versammelt waren, um den Zug nach der Kirche Sancta Crucis zu begleiten. Alle hatten sich mit den kostbarsten Ketten behangen, und die langen Gewänder mit flimmernden Steinen besetzt, um durch ihren Glanz die Braut zu überstrahlen. Roth und weiß hatten sie kunstvoll aufgelegt, um auch an Schönheit die holde Fremde zu übertreffen.

„Wie steht's, Kunigunde,“ fragte Eine derselben, „ist die Dirne wirklich so schön, wie man sagt?“

„Se nun, in Schwaben mag man sie für schön halten,“ entgegnete mit höhnischem Achselzucken die Gefragte.

„Hat sie reiche Kleider angelegt?“ fragte eine Andere.

„Noch saß sie im Nachtgewande am Bette ihres Buhlen.“

„Ihres Buhlen?“ fragten Alle.

„Die schwäbische Dirne trieb es toll genug,“ erwiderte Kunigunde. „In meiner Gegenwart gab sie ihm die Hand, und er sprach dagegen keck und frech von ihrer Liebe.“

„Ei das ist ja schön,“ entgegnete eine Andere; „auf jeden Fall ist auch die Geschichte von der Gefahr im Feldwasser nur ein Märchen, erdacht, um den saubern Ritter desto sicherer einschwärzen zu können.“

„Da hast Du meine Gedanken, liebe Perle,“ entgegnete Kunigunde, „Du könntest das dem Kaiser anzuhören geben; es würde ohne Zweifel vortheilhaft für uns sein. Du bist eben zum Kaiser gerufen, geh’ und sag’, was Du weißt, aber verschweig, von wem Du es weißt.“

Und die leichtfertige Perle, denn so hatte die Umgangssprache ihren Namen Barbara verstümmelt und abgekürzt, eilte fort zum

Kaiser, weniger bössartig zwar als Kunigunde, aber plauderhaft im höchsten Grade. Sie fragte Kaiser Otto'n, ob ihm der junge Mann nicht bekannt sei, welcher sich bei Beatrix befinde; sagte ihm, daß man allerlei munktele von einem geheimen Verhältniß zwischen Beatrix und dem Fremden, und erregte des Kaisers Neugierde und Zorn. Dann verließ sie ihn wieder, um dem Fräulein von Schenkendorf die Nachricht zu bringen, wie sehr Otto aufgeregt sei.

Sogleich eilte Kunigunde fort, um mit gleichgiltiger Miene in des Kaisers Zimmer zu gehen, der mit starken Schritten die Länge seines Gemachs maß, und einen strengen Blick auf die Eintretende warf.

„Ich komme ungelegen, verzeiht,“ sagte diese, und wandte sich um, als wolle sie fortgehen.

„Nicht doch,“ erwiederte der Kaiser und wurde freundlicher, „bleib da, liebe Gundel.“

Komm, herzige Dirne, sag, bist Du schon bei meiner Braut gewesen?"

„Ach ja, ich war da.“

„Nahm sie Dich gut auf?"

„Warum das nicht.“

„Fandet Ihr sie allein?"

„Das nicht, die Frau von Ortelsbach war bei ihr, und —“

„Und — und —“ fiel hastig Otto der Stockenden in die Rede.

„Sagte ich und? da versprach ich mich.“

„Ihr verspracht Euch nicht, Ihr wollt mich nur schonen; aber sagt mir offen heraus, wen fandet Ihr bei ihr?"

„Den kranken Jüngling, den sie gestern mitbrachte.“

„Ich sehe an Euerm Gesichte, daß Ihr mir andere Nachricht geben möchtet, scheut Euch nicht und sagt mir, was haltet ihr von dem kranken Menschen?"

„Ach ich weiß nichts, und kam nur, um mich von Euch zu beurlauben, denn wenn Ihr Euch beweibt, wird die arme Kunigunde doch nicht bleiben dürfen.“

„Doch, Ihr bleibt und fahrt fort, meine beste Freundin zu sein.“

„Aber dann hat ja auch Beatrix das Recht, einen Freund außer dem vor Gott angetrauten Gemahle zu haben.“

„Ha! da wollt Ihr hin? Sprecht nur heraus; in welchem Verhältnisse stehen Beatrix und der Fremde!“

„Nein, lebt wohl, für mich würde es sich doch nicht schicken, wider meine Kaiserin, wider die zukünftige Gattin meines Herrn zu zeugen.“

„Gundel, Du machst mich rasend! Sprich, jetzt befehle ich!“

„Und wenn mein Kaiser befiehlt, kann ich doch nicht mehr sagen, als was alle Welt weiß.“

„Und was weiß alle Welt?“

„Man sagt, daß der Fremde ein langjähriger Vertrauter der schönen Beatrix sei.“

„So, ich will mich rächen!“

„Noch heute soll Beatrix zu ihm gesagt haben: „Was frage ich nach Otto, wenn mir nur Dein Herz bleibt.“

„Sein Herz? wohl, sie soll es haben, sein Herz!“

Und beide Flügel der hohen Thür riß er auf, als sei ihm die halbgeöffnete Thür nicht weit genug. Dann stürzte er hinaus, um nach Beatrix Zimmer zu eilen.

Aber schnell blieb er stehen, denn auf dem Vorsaale standen seine Ritter und alle Fürsten und Herzöge Deutschlands, und empfingen ihn mit lautem Jubel. Im Hintergrunde des Ganges öffnete sich eine Thür, und Beatrix, an der Hand der Frau von Dratzelsbach, trat heraus. Ein weißer, mit silbernen Blumen gestickter Schleier umgab ihr

Haupt, und ein schwarzsammtner, reich mit Gold verbrämter Mantel entzog die schlanke Gestalt allen neugierigen Blicken. Vor dem Kaiser angekommen, schlug sie den Schleier zurück und verbeugte sich vor ihrem künftigen Gemahle. Dieser sah den entfalteten Liebreiz des herrlichen Mädchens, und fühlte plötzlich eine Regung in seiner Brust, die ihm bis dahin unbekannt geblieben war. Er sah das blühende Roth der Wangen, die unschuldsvollen, sanften Augen, und hielt sogleich Kunigunden und Barbara für Lügnerinnen. Denn solch ein Bild der Unschuld, das konnte unmöglich lügen. Zaudernd stand er da, und ängstlich forschend heftete Beatrix ihren Blick auf ihn.

Fast hätte das Herz bei Otto gesiegt, aber er hielt es für männlich, allen innigern Regungen der Liebe fremd zu bleiben. Er wandte sich zu einigen nahe stehenden Leibdienern, und trug es ihnen auf, unbemerkt,

doch gewissenhaft, den Fremden in Beatrix Zimmer zu belauschen und zu bewachen. Dann erst wandte er sich freundlich zu der Braut, führte sie die breiten Stufen hinab und durch die, zu beiden Seiten stehenden Ritter hindurch, nach der Kirche Sancta Crucis.

Als Hermann von Furra nach dem Gefechte in Nordhausens Straßen in sein Haus zurückgekehrt war, hatte er sich sogleich nach Allem genau erkundigt, was sich begeben hatte. Eilig schickte er dann die Schergen zu allen Rathsherrn, und ließ sie ersuchen, sogleich auf dem Rathhause sich zu versammeln.

Die Nordhäufischen Bürger sahen kaum, daß die Rathsherrn ins Gericht eilten, als sie auch schon überzeugt waren, es gelte Helwig von Tütcherode. Schnell warfen

auch sie sich daher in ihre Kleidung, und strömten in dichten Schaaren dem Rathshause zu, um welches herum sie sich aufstellten, neugierig den Verlauf des Verhørs zu erfahren.

Als die Herren um die grüne Tafel saßen, nahm wieder Hermann zuerst das Wort, machte sie auf die Gefahr aufmerksam, in welcher Nordhausen schwebte, da die Begelegerer durch das Gefecht am heutigen Morgen genugsam gezeigt hätten, in welche Lage sie nach des Kaisers Abzug die Stadt versehen würden; machte sie auf die Nothwendigkeit aufmerksam, ihr Oberhaupt zu bestrafen, und ermunterte sie dann, im Verhøre sich nicht von des alten Tüticherode Verstellungskünsten hinreißen zu lassen.

„Auch sind noch mehre Kläger angekommen,“ setzte er noch hinzu, „welche wir dem Anführer der Bande entgegenstellen werden.“

Dann gab er ein Zeichen und Helwig wurde hereingeführt.

„Schon gestern,“ begann der Bürgermeister, „ist mit unwiderlegbaren Gründen dargethan, daß Ihr der Anführer der Wegezagerer seid, doch heute könnt Ihr nicht mehr leugnen, nachdem Eure Gesellen selbst versuchten, Euch zu befreien. Vernehmt jedoch, ehe wir Euch die Strafe bekannt machen, die Kläger, welche noch aufgetreten sind, um ihr Eigenthum von Euch zurückzufordern.“

Er gab ein neues Zeichen und mehrere Kläger traten auf. Zuerst der Abt des grauen Klosters, der sich über eine hinweggetriebene Rinderheerde beschwerte; dann Bürger, denen Schafe und Kühe fortgetrieben und die hütenden Knechte ermordet waren.

„Ich schweige,“ fuhr Furra dann fort, „von dem Unheil, welches Ihr meinen Heerden und Ländereien zugefügt habt, in-

dem ich Euch nur noch einmal ernstlich auf-
fordere, Alles zu bekennen, besonders die
Schlusfwinkel Eurer Genossen anzugeben."

„Ihr klagt mich noch an, nachdem Euch
schon Alles bekannt sein sollte," antwortete
Helwig, „denn die Wegelagerer, welche ihren
Hauptmann suchten, fanden sich getäuscht und
gingen wieder."

„Man lasse den Gefangenwärter herein-
kommen," gebot Furra.

Der Verlangte trat herein und blieb ehr-
furchtsvoll an der Thüre stehen.

„Wie kam es, daß dieser Mann heute
Morgen im Gefängnisse blieb?" fragte der
Bürgermeister.

„Der Ritter, welcher mich zwang, das
Gefängniß zu öffnen, fand sich getäuscht und
wollte mich erdroffeln, weil er den Tütiche-
rode nicht fand, den er erwartet hatte."

„Also fragte er doch nach einem Tü-
ticherode?"

„Allerdings, aber der, den er meinte, mußte ein Anderer sein.“

Alle Rathsherrn sahen verwundert einander an. Viele freuten sich, daß die Unschuld des greisen Mannes entdeckt sei, aber Andere, die ihn um seines Ansehens willen beneidet hatten, sahen unschlüssig auf den Bürgermeister, als erwarteten sie, was dieser nun beginnen werde.

Dieser winkte dem Gefangenwärter wieder abzutreten, und sagte dann: „Ich kenne nur zwei Männer des Geschlechts von Lüticherode, Euch, Helwig, und Euer Sohn. Da Ihr der Anführer der Wegelagerer nicht seid, so muß es jener sein. Ich nehme daher für das Erste meine Klage zwar zurück, bestimme jedoch, daß Ihr wieder in das Gefängniß zurückgeht, bis wir nähere Kunde eingezogen haben. Auf jeden Fall aber müßt Ihr, da Euer Sohn Euer Erbe ist, den unserer Stadt zugesügten Schaden ersetzen.“

Helwig von Lüticherode begab sich hierauf ziemlich gleichgiltig in sein Gefängniß zurück, und die Rathsherrn erhoben sich von ihren Sizen, um der Kaiserhochzeit beizuwohnen.

Als Beatrix mit dem Gatten aus der Kirche gekommen war, eilte sie sogleich von seiner Seite nach ihrem Zimmer, wo sie ihren Retter noch antraf.

„Nun müßt Ihr mit in den Belag-Garden,“ sagte sie fröhlich zu ihm, „und jeder muß wissen, daß Ihr es seid, der der deutschen Königin das Leben rettete.“

Beatrix wunderte sich selbst über sich, daß die Traurigkeit etwas gewichen sei. Vielleicht mochte es die kindliche Freude über die schöne goldne Krone sein, welche ihr an dem Altare von dem Gatten aufgesetzt war, und

die kleine Eitelkeit sie wieder munterer stimmen. Sie erwartete, daß nun auch ihr Retter, dessen Namen sie noch nicht einmal kannte, heiter sein werde und sich freuen, in der Hoffnung auf die große Belohnung, die er für die Errettung der Kaiserbraut von dem vornehmsten Manne in Deutschland erhalten werde; aber darin hatte sie sich geirrt. Nun der Unbekannte wußte, wen er gerettet habe, war er eben nicht heiterer, als früher, da er noch nicht wußte, wer die Gerechtete sei, und sie noch für eine bloße Edel-dame hatte halten können. Sie hatte schon lange den sonderbaren Menschen angestaunt, und konnte sich nicht enthalten, ihn jetzt um die Ursache dieser Zurückhaltung zu fragen.

„Ihr wollt mich in der Unschuld Eures Herzens zu einem Schritte zwingen, der mein Verderben herbeiführen würde,“ antwortete der Befragte.

„Euer Verderben? das walte Gott!“ ent-

gegnete Beatrix, „ich mag keines Menschen Verderben auf meinem Gewissen haben, geschweige meines Netters. Aber Ihr seid ein sonderbarer Mann und sprecht in Rathseln zu dem Weibe, das Euch so zugethan ist, drückt doch die Ursache Euers Kummerß in deutlichen Worten aus.“

Konrad hatte keine Ursache zu mißtrauen, und erzählte offen sein ganzes Schicksal, wie er, wegen eines falschen Verdachts angeklagt, aus der Stadt vertrieben sei, wie er dann aus Rache den verhaßten Nordhäusern allen möglichen Schaden zugesügt habe, und wie er nun befürchten müsse, entdeckt und bestraft zu werden, da alle Rathsherrn an der kaiserlichen Tafel speisen würden, und Keiner unter ihnen sei, der ihn nicht kenne. „Und fast muß ich schon befürchten, entdeckt zu sein,“ setzte er dann hinzu, „denn man beobachtet mich. Ich will Euch offen gestehen, daß ich Ewere Abwesenheit zur Flucht

benußen wollte. Ich ging zum Fenster, aber es war zu hoch, und überdieß waren im Hofe mehrere Knechte, welche nichts anders zu besorgen zu haben schienen, als nur nach mir heraufzulugen. Ich öffnete die Thüre, aber auch da standen Bewaffnete. Keck wollte ich hindurchschreiten, aber die Männer geboten mir zurückzugehen, da während der Abwesenheit des Kaisers durchaus nicht gestattet sei, in der Burg umherzugehen. Nun sagt mir, was bedeutet das?"

„Nichts!“ erwiederte Beatrix vertrauensvoll, „denn solltet Ihr wirklich erkannt sein, so werdet Ihr doch nichts zu besorgen haben. Mein Herr und Gemahl wird den Retter seiner Gattinn schon zu beschützen wissen. Ich werde ihn schon bitten und auf meine Dankbarkeit, auf meine ewige Liebe zu Euch könnt Ihr bauen, wie auf einen Fels.“

Unglückliche Worte! Hätte doch Beatrix sie nie ausgesprochen, denn —

Als der Kaiser die neuangetraute Gattin so schnell von seiner Seite weg nach ihrem Zimmer eilen sah, da schien wieder alles Zutrauen zu schwinden, welches in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatte. Er sah sich nach Kunigunden um, und fand sie in seiner Nähe. Schon hatte sie die Verdunstheit des Kaisers bemerkt und die Schlange wußte sie zu benutzen, ohne den Schein, sie benutzen zu wollen.

„Gelt, Ihr irrtet Euch und das Volk lügt, wenn der Kaiserin Schuld gegeben wird, sie habe einen Buhlen,“ sagte sie mit gleißnerischer Freundlichkeit und einer Vertraulichkeit, die sich die Lieblingsdirne des Kaisers wohl heraus nehmen durfte, zu diesem.

„Wollte Gott!“ entgegnete der Kaiser; „aber sagt, Kunigunde, was bedeutet dieses eilige Davonrennen? Was ist davon zu halten?“

„Keine Christenpflicht, mein gnädigster Herr! Sie wollte nur sehen, wie sich der Retter ihres Lebens befinde, und ob er sich von seiner Krankheit erholt habe.“

„Ich traue nicht, Kunigunde,“ entgegnete der Kaiser, und begab sich leise nach dem Gemache seiner Gattin, wo er vorsichtig das Ohr an die Thür legte, um zu vernehmen, was drinnen gesprochen werde. Und kaum hatte er das Ohr genähert, als er die Worte vernahm: „auf meine ewige Liebe zu Euch könnt Ihr bauen, wie auf einen Fels.“ Mehr brauchte er nicht zu hören, denn diese wenigen Worte reichten ja hin, um die Untreue des Weibes deutlich darzulegen. Er schritt zurück nach der ängstlich wartenden Kunigunde, die schon besorgt hatte, der Kaiser möge sich jetzt von der Ungegründetheit seines Verdachtes überzeugen. „Eine Schlange, eine Abscheuliche ist sie,“ rief der Kaiser ihr entgegen, „aber ich werde mich zu rächen

wissen, denn die Strafe, welche ich dem feigen Buben schon zudachte, soll ihn so gewiß treffen, wie ich Deutschlands Krone auf dem Haupte trage. Und die Schändliche — nie soll sie wieder vor meine Augen kommen, sondern Ihr, Kunigunde, deren reines Herz sich von der Arglist des schwäbischen Weibes nicht einmal überzeugen konnte, sollt hinfort meine einzige Freundin sein.“

Der Kaiser ertheilte seine Befehle, und Konrad wurde aus dem Gemache der schönen Beatrix gerissen. Mit Gleichgiltigkeit ließ er sich von den Knechten fortschleppen, aber Beatrix stürzte mit Thränen in den Augen zu dem kaiserlichen Gemahle, um ihn fußfällig zu bitten, daß er den Unglücklichen beschützen und nicht in die Hände der Nordhäuser ausliefern wolle. Otto fragte nicht weiter nach der Ursache der Bitte, sondern gab der Gattin sein ritterlich Wort, daß die Nordhäuser den Ketter seiner Bea-

trix, so lange er lebe, nicht in ihre Gewalt bekommen sollten. „Ueberlaß mir nur die Sache, mein unschuldiges Täubchen,“ setzte er mit spottendem Hohne hinzu, den die kindliche Beatrix jedoch nicht fühlte, „ich werde schon Euerem Ketter oder Ritter seine Dienste vergelten.“

Bei dem Wortspiele: „Ketter oder Ritter,“ wurde freilich Beatrix etwas betroffen, doch noch immer konnte ihr reines Herz den schrecklichen Verdacht nicht ahnen. Sie begab sich auf ihr Gemach zurück, überzeugt, daß Konrad nun gerettet sei, und vielleicht bald im Gefolge des Kaisers von dannen ziehen werde, weit von der feindlichen Stadt hinweg.

Otto ließ indeß den jungen Tüticherode in ein festes Verließ werfen, und begab sich dann ruhig, als sei nichts vorgefallen, zu den Freuden der Tafel. Beatrix saß an seiner Seite, das Lamm an der Seite des Wolfs, ohne zu ahnen, daß sie jetzt zum erstenmale

und zugleich zum letztenmale an der Seite des Gatten saß. Aller Augen waren auf sie gerichtet, die holde, aufblühende Rose, bei der eine kleine, in solch zartem Alter wohl zu verzeihende Eitelkeit die Stelle der Liebe ersetzte; die jetzt ihrer trüben Ahnungen von gestern vergaß und sich glücklich wähnte, weil Alle sie anstaunten und ihr Ehrfurcht erwiesen.

Doch bald verlor sich ihre Fröhlichkeit wieder, und mit Schrecken sah sie auf ihren Gatten, der einen Humpen Wein nach dem andern hinabstürzte, und bald durch die ausgelassensten Dinge zeigte, daß er mehr getrunken, als er vertragen könne. Taumelnd und schwankend erhob er sich endlich von der Tafel und verließ den Saal. Ein roh und wild aussehender Knecht führte ihn zu dem festen runden Thurme, welcher an der östlichen Ecke der Burg sich erhob. Durch eine niedere Thür mußten sie tief gebeugt

eintreten, um beim Scheine einer Fackel sich in der Finsterniß bis zu der Steige zu begeben, welche in die unterirdischen Verließe hinabführte. Oft rannte der trunkene Kaiser vor die niedere Decke und die scharf hervorspringenden Mauerecken, welche den Ausgang einer Treppe oder den Eingang zu einem Gefängnisse bezeichneten, aber nichts desto weniger ließ er sich abhalten, bis zu der Steige vorzudringen. Da war er schon vor dem ersten Tritte, den er nicht bemerkt hatte. Er setzte den Fuß vorwärts, wähnend, noch auf gleichen Boden zu treten, und es kam ihm vor, als schwinde dieser plötzlich unter seinen Füßen, als er hinabtrat auf die zweite Stufe. Gewaltig durchschütterte der Fehltritt seinen Körper. Er zog rasch den andern Fuß nach, um wieder fest aufzutreten und das verlorne Gleichgewicht wieder zu erhalten. Vergebens zwang er sich, durch die rasche Wendung den Oberkörper zurück zu ziehen, und in die gehörige Lage zu kom-

men; schon schwebte er über der gährenden, schwarzen Tiefe, und der Fall von einer Höhe von mehr denn funfzig Fuß drohte, ihn gräßlich zu zerschmettern.

Doch noch nicht war es von der Vorsehung beschlossen, daß Otto jetzt schon des Lebens Ende finden sollte. Der Knecht, der ihn hierher geleitet, packte mit rascher Faust den fallenden Kaiser bei der Leibbinde und hielt seinen Fall auf.

„Das soll mir der Hund da unten entgelten,“ stammelte mit schwerer Stimme der Kaiser, und ließ jetzt den Fackelträger vorausgehen, um mit größerer Sicherheit ihm zu folgen. Gewandt und schnell stieg der Knecht die Stufen von moderndem Sandsteine hinab; ihm nach, so geschwind es gehen wollte, und mit beiden Händen an dem feuchten und übelriechenden Seitengemäuer sich fort-helfend, der Kaiser, der durch den jähen Schreck seinen Rausch beinahe verloren hatte.

Endlich waren sie die funfzig Stufen hinab gestiegen, und standen vor einem steinernen Käfig, der von einer festen, aus dicken eichenen Bohlen gezimmerten Thür verschlossen wurde, nur eine schräg durch das Gemäuer laufende Oeffnung war in der Decke, bestimmt, das verschimmelte Brod und faulende Wasser hinabzuschieben, welches für die Gefangenen dieses Käfigs bestimmt war. Auf des Kaisers Geheiß schob der Knecht die schweren eisernen Riegel zurück, und öffnete das vorgelegte Schloß. Otto selbst riß dann die Thür auf und erblickte den Gefangenen. Zusammengekauert gleich einem, der in den polnischen Bock gespannt ist, saß dieser auf dem verfaulten Stroh, welches kümmerlich den Boden bedeckte, denn das enge und niedrige Gefängniß erlaubte dem armen Gefangnen nicht, sich empor zu richten oder auszustrecken.

Todtenblässe lag auf Konrads Gesichte, und mit gleichgiltigem, stierem Blicke sah

er auf den unerwarteten Besuch. Otto riß sein Schwert aus der Scheide und Konrad entblößte seine Brust, indem er sogleich mit einem leichten Lächeln anzeigte, daß einem so sehr vom Schicksale Verfolgten der Tod nur das noch einzig Willkommene auf dieser Welt sein könne. Otto bemerkte das spöttische Lächeln nicht, nur beschäftigt mit der Eifersucht und Rache.

„Bube!“ donnerte er dem Gefangenen entgegen, „ehbrecherischer Bube! nimmer sollst Du wieder nach einer Kaiserbraut Dich gelüsten lassen.“

Konrad staunte zwar ob dieser Anrede, wohl gewahrend, daß hier ein Irrthum obwalten müsse, aber er hielt es der Mühe nicht werth, sein elendes Leben zu vertheidigen. Standhaft empfing er den Todesstreich von des Kaisers Hand, und schloß die Augen, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann schlichte des Kaisers Gefährte die Brust

des Unglücklichen auf, riß das noch zuckende Herz heraus und warf es in eine silberne Schale, mit der Otto die Stufen der steinernen Treppe wieder hinaufeilte, während sein Gefährte den blutigen Leichnam hinter ihm hertrug. Als Beide aus dem Thurme getreten und auf den Burghofe wieder angekommen waren, legte der Letztere Konrads Leichnam auf einen bedeckten Karren, um ihn nach dem Galgenberge vor Nordhausen zu fahren und da aufzuknüpfen, wo schon Viele unter des Henkers Hand ihre Seele ausgehaucht hatten. Otto dagegen stürmte die breiten Stufen im Schlosse hinan, und eilte nach den Gemächern seiner Gattin.

Beatrix war eben auf ihr Zimmer zurückgekehrt, als Otto eintrat. Ihre erste Frage an ihn, galt dem armen Konrad. Sie forschte, wo er sich befinde, ob er sich noch wohl befinde, und ob er sich des fernern kaiserlichen Schutzes zu erfreuen habe.

Otto lachte laut auf und hielt ihr das blutige Herz hin. „Hier ist das Herz, welches Euch so lieb war, nehmt es und trennt Euch nie wieder von ihm.“ Dann eilte er mit teuflischer Freude von dannen, während Beatrix ohnmächtig niedersank.

Im grauen Kloster ging es sehr unruhig her, und zahlreiche Möbelhaufen sah man vor den Pforten. Es ging das Gerücht, daß eben ein Mönch gestorben sei, der noch vor seinem Tode die Bekenntnisse schrecklicher Sünden abgelegt habe, so daß alle Klosterbrüder sich gescheut hätten, in seiner Nähe zu bleiben. Furchtbar, sagte man, sei das Ende des Sünders gewesen. Er habe sich auf dem Boden seiner Zelle umhergewälzt, habe den Teufel angerufen, mit ihm durch die Lüfte davon zu fliegen, und seine Augen seien aus ihren Höhlen völlig herausgetreten.

Da kam Pater Johannes eilig aus dem Kloster und bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge. Die Blicke Aller richteten sich neugierig auf ihn, und gern hätte man ihn gefragt, wie es mit dem Sterbenden gehe. Doch er schien die Blicke der Menge nicht zu bemerken, schnallte den breiten Gürtel, welcher die härene Kutte zusammenhielt, fester und eilte dem Hagen zu. Dort trat er in das Haus des Bürgermeisters von Furra. „Er müsse den Herrn Rathsrmeister sogleich sprechen,“ entgegnete er dem fragenden Diener, worauf er unangemeldet in das Zimmer des Herrn von Furra trat.

„Wichtige Sachen haben wir Euch zu melden,“ sagte er diesem und zog ihn mit sich fort dem Kloster zu, ohne dem besorglich Fragenden nähere Auskunft zu geben.

Bald trennte sich das Volk, welches die Pforte des grauen Klosters belagerte, zum

zweitenmale, und zwar diesmal, um den Bürgermeister und den Pater Johannes in das weitläufige Gebäude zu lassen. Beide eilten dann durch den langen, dunkeln Gang, welcher nach der Treppe führte, stiegen diese hinauf und begaben sich in die Zelle des sterbenden Eustachius. Dieser war indeß mit Stricken an die Pfosten seines Bettes befestigt worden, da sein Wüthen den Umherstehenden gefahrbringend geworden war. Kaum hatte er des Bürgermeisters Stimme erkannt, denn seine Augen hatten schon die Sehkraft verloren, als er ruhiger wurde. Der Abt des Klosters machte nun den Eingetretenen mit den Bekenntnissen des Mönchs bekannt, die dieser nochmals als reine Wahrheit bekräftigte, worauf er ruhiger wurde und bald verschied, während das weniger genau unterrichtete Volk die Nachricht von seinem Tode schon vor einer Stunde ausgesprengt hatte.

Hermann von Furra beeilte sich die Stätte

des Grausens zu verlassen. Er stürzte sich aus dem Kloster durch die noch immer umherstehenden Volkshaufen hindurch, als werde er mit Peitschenhieben gejagt. So war doch Walperga unschuldig; so war Konrad nur das Opfer schändlicher Tücke! Schrecklich! Kaum vermochte der alte Mann es auszuhalten. Er hatte seine Tochter aus seinem Hause verstoßen; er hatte den unglücklichen Bräutigam aus der Stadt getrieben durch seine Verfolgungen, hatte ihn gezwungen, ein unehrlich Gewerbe zu ergreifen, hielt den Vater desselben noch in der Haft — —!

Seine Hand griff krampfhaft nach dem Schwerte, welches an seiner Seite hing, um sich das Leben zu nehmen. Doch ein Augenblick des Nachdenkens, und schon hatte er andere Gedanken. Er war ja überdies nur der Irregeleitete, und hätte gewiß anders gehandelt, wenn er die Wahrheit gewußt hätte. Zudem war sein Leben nö-

thig, um das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Sogleich eilte er dem Rathshause zu, um den biedern Tüticherode zu befreien. Da kam er auf die Stelle, wo er heute Morgen die verstosene Tochter gesehen hatte. Unwillkürlich hemmte er seine Schritte, und starrte nach der Stelle hin. Und hatte er nicht noch heute seinen Abscheu, seinen unverföhnlichen Haß gegen sie auch dadurch ausgedrückt, daß er den Rathsschreiber Benno Sonders, den er neben ihr fand, seiner Stelle sogleich entsetzt hatte? Tüticherode war vergessen, denn zu heftig traten die Vatergefühle hervor. Erst mußte er seine Tochter wiederfinden; mußte die Unschuldige wegen seiner Härte um Verzeihung bitten, sie an sein Herz drücken. Aber wo war sie? Das mußte Sonders wissen.

Und der heftig bewegte Greis eilte, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermoch-

ten, wieder von dannen, aus Straße in Straße, bis er vor Sonders Hause anlangte. Hastig riß er die Thür auf, betrat die Hausflur, und redete den Nächsten, der ihm entgegen kam, an: „wo ist Benno? wo ist mein guter Benno?“

Aber auch hier wartete seiner untröstliche Antwort. Benno war seit gestern Abend nicht zu Hause gekommen. Man war in größter Besorgniß um ihn, hatte überall nach ihm gefragt, aber nirgends etwas von ihm erfahren können.

Was konnte Furra anders denken, als daß Sonders Nordhausen verlassen habe, um sich ein neues Vaterland zu suchen. Hätte er doch seinen Weg gewußt, gern wäre er ihm nachgeeilt, um auf seinen Armen ihn zurückzutragen. Aber der gute Wille war vergebens. Er enteilte auch diesem Hause wieder. Wo sollte er nun die Tochter finden?

Sannchen fiel ihm ein. Die wußte gewiß, wo Benno sei. Nach ihrem Hause eilte der Greis, und dort angelangt, stürmte er mit Hast in ihr Zimmer.

Da saß Sannchen am Bette des Kranken Wolf. Erschöpft von der ungewohnten Anstrengung sank Hermann auf einen Sessel, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, denn der Kranke — gewiß war es Benno; der brodlose Jüngling war gewiß vor Schmerz auf das Siechbette gesunken.

„Mein Benno! mein Benno, vergieb mir!“ stammelte der Greis.

Sannchen war bei der Ankunft des Bürgermeisters erblaffend zurückgetreten. Sie konnte sich seine Erscheinung, seit er ihren Geliebten unglücklich gemacht hatte, nur als eine feindliche denken. Als aber der Greis erschöpft in den Sessel sank, da wich jede andere Regung ihres Herzens dem Mitleid und der unbegrenzten Verehrung des Alters. Sie sprang herbei, um ihm ihre Dienste an-

zubieten, und sich ihm gefällig zu beweisen. Da hörte sie gar die Worte, welche er, Beroziehung bittend, sprach, und ihr gutes, kindliches Herzchen wollte schier alle Fesseln zersprengen.

„Ach! gewiß, guter Herr, er vergiebt gern, wenn Ihr in der Hitze ihn unschuldigerweise verdammt!“ sagte sie freudig, sank vor dem Greise auf die Knie, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit heißen Küffen.

„Warum antwortet er denn nicht?“ fragte der Greis, während er seine feuchten Augen auf Sannchens blühendes Antlitz heftete, aber noch immer nicht aufzublicken wagte.

„Wie kann er denn antworten, da er nicht da ist?“ fragte Sannchen, und die sanften braunen Augen verklärten sich zu einem holdseligen Lächeln.

„Nicht da?“ entgegnete Hermann von Furra, erhob sich von seinem Sitze, und faßte den Kranken in die Augen. Er legte

die Hand auf die Stirn, es schien, als dämmere eine Erinnerung aus vergangenen Zeiten in ihm auf, und plötzlich rief er aus: „Wolf von Sangerhausen!“ Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Wie konntet Ihr heute uns befehlen, edler Ritter? D sagt mir, war vielleicht Konrad von Lüticherode unter Euch? Ihr waret stets sein bester Freund; wißt Ihr, wo er ist, dann sagt es mir! Bei meinen grauen Haaren beschwöre ich Euch, sagt es mir, damit ich das geschehene Unrecht wieder gut machen kann!“

Mühsam richtete sich Wolf auf, und blickte in des Bürgermeisters thränenschwere Augen. „Wollt Ihr ihn fangen?“ fragte er dann. Doch bald setzte er hinzu: „nein, dieses Gesicht kann nicht lügen, und ihm vertraue ich das kostbare Geheimniß. Konrad rettete gestern die Kaiserbraut aus dem angeschwollenen Feldwasser, aber die Anstrengung und Kälte warf ihn nieder. So viel ich erfuhr,

nahm ihn Beatrix mit sich in die Kaiserburg, und ihn zu retten, kamen wir hierher."

"Konrad hier?" rief freudig der Greis aus, "fort! fort! daß ich ihn an meine Brust drücke. Doch erst sagt, wo ist Benno?"

"Hier im Hause war er noch heute," entgegnete das erstaunte Sannchen, "doch er eilte fort von hier, um das geraubte Kind Eurer Tochter wieder zu suchen."

"Und wo ist meine Walperga?" fragte Furra weiter.

"Seit Kurzem ist sie fortgeeilt; die Angst trieb sie von dannen," lautete Sannchens Antwort.

"Also Alle fort, die mir einst theuer waren, und mir nun wieder theuer sind, seit das schändlichste Bubenstück aufgedeckt wurde, welches je auf der Erde geschah. Nun, dann ist auch für mich keine Ruh mehr zu hoffen, dann will auch ich fort, denn mir zürnt der gerechte Himmel, sehe ich."

Jetzt ging Furra wieder nach dem Rath-

hause, zu dem fast vergessenen Tüticherode. Er vermochte jedoch nicht, selbst in sein Gefängniß zu gehen, sondern befahl, den Eingekerkerten herbei zu führen. Mit finstern Blicke kam dieser, eben bereit, eine beißende Anrede an den harrenden Bürgermeister zu richten, als dieser auf ihn zueilte, und ihn in seine Arme schloß.

Tüticherode entwand sich Furra's Armen, und blickte ihn staunend an, ohne Worte finden zu können, mit denen er seine Verwunderung hätte aussprechen mögen. Doch Furra löste ihm bald das Räthsel, und theilte ihm die gemachten Entdeckungen mit. Tüticherode drückte treuherzig Furra's Hand, als er seines Sohnes Unschuld nun endlich anerkannt sah, und schickte sich an, mit nach der Kaiserburg zu gehen, wo er den lange Vermißten wieder in seine Arme zu schließen hoffte.

Da wurde eben von den Schergen ein fremden Mann auf das Rathhaus geführt.

Er war festgenommen, weil er, ohne vorhergehenden Befehl des Raths, einen Mann an den Galgen gehängt hatte.

„Wie konntest du wagen —?“ fragte zornig der Bürgermeister.

„Des Kaisers Befehl gilt mehr, als der Euere,“ unterbrach ihn trotzig der Gefangene.

„Wer ist der Gehängte?“ fragte Furra weiter.

„Der Buhle, den Beatrix gestern mitbrachte.“

Eine schreckliche Ahnung durchzuckte Furra's Gemüth. „Wie, wenn es Konrad wäre; wenn der so oft Verkannte auch jetzt wieder erkannt wäre!“ Bewußtlos hatte er diese Worte laut gesagt, und bebte jetzt zusammen, als er sah, daß Tüticherode ihn verstanden habe.

Doch Helwig von Tüticherode blieb ruhig. „Ich weiß, daß mein Sohn nur zum Unglück geboren ist,“ sagte er mit gefaßter Stimme, „und bin auf Alles vorbereitet.“

Beide schritten dem Bielen-Thore zu, und befanden sich bald auf dem Galgenberge, wo eine schreckliche Scene der unglücklichen Greise wartete.

Walperga hatte nämlich nicht länger auf ihrem Zimmer bleiben können. Sie glaubte schon ihr Kind, das Einzige, was ihr noch auf der Welt geblieben war, gleichfalls verloren zu haben. Sie verzweifelte daran, es je wieder in ihre Arme, an den mütterlichen Busen drücken zu können, und ihr Gemach wurde ihr zu eng. Es schien ihr, als drängten sich die vier Wände immer mehr zusammen, und legten sich fest an ihre Seiten, und als würde sie mehr und mehr zusammen gepreßt. Kaum vermochte sie noch zu athmen, da riß sie die Thür auf, lief die enge und steile Treppe hinab, und flog hinaus aus dem Hause, in dem sie ein Obdach gefunden hatte, seit sie vom Vater verstoßen war.

Aufgelöst und wild flog das Haar um ihren Kopf und Nacken, als sie, einer Wahn-

sinnigen gleich, durch die Straßen Nordhausens und zum Thore hinauslief. Unter den breiten Aesten einer Eiche, welche vor dem Thore stand, sank sie erschöpft nieder. Doch auch hier konnte sie nicht weilen. Es war ihr, als bögen sich die Aeste der Eiche rund um sie her wie Riesenarme herab. Näher und näher schienen sie sich herzuneigen, und jetzt zusammen zu schlagen, um das unglückliche Weib in ihrer Mitte zu zerquetschen. Da schrie sie laut auf, sprang empor und eilte in das Freie. Ohne zu wissen wohin, lief sie zu einem Hügel hinauf, und sank wieder erschöpft nieder. Sie lag auf den Knieen, faltete die Hände, und richtete den Blick gen Himmel. . . .

Der schrecklichste Schlag, der die Unglückliche treffen sollte, war für diesen Augenblick aufgespart. Sie lag unter dem Galgen, an dessen ausgerecktem Arme ein Mensch hing, in dem sie ihren Konrad erkannte.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte sie nieder.

Bewußtlos hatte sie einige Zeit da gelegen, als es ihr schien, sie kehre wieder in das Leben zurück. Der Strick, an welchem Konrad hing, riß vor ihren Augen entzwei, und der Geliebte stürzte in die Arme der Braut. Eine lichte, blaue Wolke, von stolzen Schwänen gezogen, schwebte herab auf die Glücklichen zu. Holde Engel führten bei himmlischer Musik fröhliche Reihentänze auf und nahmen das glückliche Paar in ihre Mitte. Die Wolke erhob sich wieder; die Sängler des Waldes und der Flur umkreisten die Wolke, und flöteten liebliche Lieder; ein sanfter West fächelte Walpergens, vom heftigen Laufe noch glühenden Wangen sanfte Kühlung zu; Engel umgaben dies selige Paar mit Kränzen von Myrthen, Immortellen und Veilchen.

Während so die Seelen der Beiden der ewigen Heimath zuschwebten, um dort das

Glück zu finden, welches auf der Erde sie geflohen hatte, kamen Furra und Tüticherode an, und sahen die Leichen ihrer Lieben. Ihr Schmerz hatte keine Thränen mehr. Lange standen sie schweigend da, ohne ihres Daseins bewußt zu sein. Dann sanken sie einander in die Arme, und gingen schweigend nach der Stadt zurück.

Als die Sonne hinter den westlichen Bergen hinabgesunken war, und abendliche Schatten sich auf Nordhausens Fluren niederließen, lag Helwig von Tüticherode auf dem Kirchhofe, neben einem einfachen, schwarzen Kreuze, auf den Knien. Neben ihm stand Hermann von Furra mit gefalteten Händen.

„Hier liegt meine tugendhafte Gattin,“ sagte Helwig, und deutete auf den Hügel, welcher sich unter dem Kreuze erhob, „und hier war ich, wenn ich bei nächtlicher Weile nicht in meiner Wohnung war.“

„Schweigt davon, alter Freund,“ entgegnete Furra; „wiedergewonnener Freund, vergeßt meine Anklage.“

Und Helwig reichte dem Freunde die Rechte dar, zum Zeichen, daß er vergesse und vergebe.

Neben dem Kreuze sah man noch ein offenes Grab, dessen Zweck bald deutlich wurde, denn florbehängte Träger brachten die irdischen Ueberreste Walpergens und Konrads, um sie in einem Grabe zu vereinigen. Eben rollte mit dumpfem Krachen die Erde wieder in das Grab hinab, als Benno ankam, die kleine Emma in seinen Armen haltend. Furra wandte sich ab, denn er vermochte nicht das unglückliche Wesen anzusehen. Dagegen erbot sich Sonders, es wie sein eignes Kind zu erziehen, und eilte zu Hause, wo ihn Sannchen freudig empfing, und das kleine Mädchen aus seinen Armen nahm, um es an ihr Herz zu drücken. Mit Freude hörte sie auch das Versprechen an, welches Benno

gethan, gleichfalls gelobend, eine liebevolle Mutter der armen Waise zu werden.

Tüticherode und Furra legten ihre Stellen im Rathe nieder, doch Benno wurde, durch Beider Fürsprache, zum Syndicus gewählt, worauf das herzige Sannchen seine Gattin wurde, lange mit ihm lebte, und ihm viele gesunde Kinder schenkte.

Nicht so glücklich war Beatrix. Seit sie das blutige Herz in ihrer Hand hielt, war auch ihr Herz gebrochen, und schon am vierten Tage nach der Vermählung fuhr man, auf eben dem Wagen, auf welchem die Braut angekommen war, ihren Leichnam nach Braunschweig zurück.

E n d e.

Bei dem Verleger dieses ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu bekommen:

Die Marterkammern

des Klosters Walkenried im Harze. Historisch-romantisches Sittengemälde des Mittelalters, von Friedrich Bartels. Mit lithographirter Abbildung. 8. 3 Bde. 1834. 3 Thlr. $3\frac{3}{4}$ Sgr. — $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Der Bastard,

oder: der Spuk in Turretville. Romantische Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, von C. F. Fröhlich. 8. 1834. 1 Thlr.

Don Carlo Olivaro,

der Gefangene unter den Räubern, oder: Schreckensscenen aus dem Leben des Räuberhauptmanns Marosini, von J. H. Barba. Mit lithographirter Abbildung. 8. 2 Bde. 1834. 2 Thlr. $3\frac{3}{4}$ Sgr. — $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Franzesko de Castelletto,

der dankbare Banditen-Chef, oder: das vermittelte Verbrechen in den Schaudergewölben des Schlosses Sorentino, von J. H. Barba. Mit lithographirter Abbildung. 8. 3 Bde. 1833. 3 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Sgr. — $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Himlo Himlini,

der Räuber-Hauptling in Spanien mit seiner gesürchteten Bande. Großes Räubergemälde, von G. Bertrant. 8. 2 Bde. 1833. 2 Thlr.

Der Calabrese,

oder: der schreckliche Frankenwürger. Romantisch-historische Räubergeschichte aus dem italienisch-französischen Kriege, von Friedrich Bartels. Mit lithographirter Abbildung. 8. 3 Bde. 1833. 3 Thlr. 5 Sgr. — $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Eduardo da Rasto,

der kühne Seeräuber-Admiral, oder: Thaten und Abenteuer desselben in Afrika und der europäischen Türkei. Zweite, mit einem Kupfer vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 8. 2 Bde. 1833. 2 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Sgr. — $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Alfame,

oder: die Belagerung von Malaga. Eine historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von J. B. Massaloup. 8. 1833. 1 Thlr. $3\frac{3}{4}$ Sgr. — $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Wiesenblumen.

Ein Kränzchen Erzählungen, von Ludwig Zölllich. Inhalt: 1) Irmgard, oder die Verirrungen eines edeln Herzens. 2) Agnes; aus den nachgelassenen Papieren einer Erzieherin. 3) Die schöne Küsterstochter, oder: die Sühne des Nachrichters. 8. 1833. 1 Thlr.

Ritter Alfred von Schwarzfels

und Kunigunde von Sturzbach, oder: der Sieg der Schändlichen. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der heiligen Behme, von E. Delarosa. 8. 1832. 2 Bde. 2 Thlr.

Silvo Utolini,

das Schrecken Unter-Italiens. Eine Räubergeschichte, von S. Francas monti. 8. 1833. 1 Thlr.

Czernew,

der Räuberhauptmann. Eine Erzählung aus der Mitte des 18ten Jahrhunderts, von Dr. Gräber. 8. 2 Bde. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. — 1 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Der Mörder Murawy.

Eine Räubergeschichte aus dem 17ten Jahrhundert, von Dr. Gräber. 8. 1833. 1 Thlr. 3 $\frac{3}{4}$ Sgr. — 1 $\frac{7}{8}$ Thlr.

Der Wald bei Herheim,

oder: Königin Margarethe in ihrer höchsten Bedrängniß. Eine geschichtliche Erzählung aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, während des Krieges zwischen der rothen und weißen Rose in England, von Dr. Gräber. 8. 1832. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. — 18 gGr.

Ritter Adolph von Durlach

und die holde Ida, oder: die Wege des Schicksals. Ein romantisches Gemälde der Vorzeit, von Ludwig K. 8. 1832. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. — 18 gGr.

Lebensbilder,

von C. Kümpler. Inhalt: 1) Gustav Treuholt. 2) Der Schatz des Großvaters. 3) Bruchstücke aus meinem Leben. 4) Scenen aus der Vorzeit. 8. 1833. 2 Bde. 1 Thlr. 26 $\frac{1}{4}$ Sgr. — 1 $\frac{7}{8}$ Thlr.

Die Grauschilder,

oder: Todeskampf und Heldengröße. Rittergeschichte aus den Zeiten Heinrichs des Erlauchten, von J. K. von Train. 8. 1832. 3 Bde. Mit lithographirter Abbildung. 3 Thlr.

Die blutende Nonne,

oder: die Erscheinung um Mitternacht in der Schauerhöhle. Ritter- und Geistergeschichte, von J. K. von Train. 8. 1832. 3 Bde. Mit lithographirter Abbildung. 3 Thlr. 5 Sgr. — 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

1777
1778
1779

des
Blutige
Herz.

1780
1781
1782

1783
1784